

hEft

klassikerausgabe oktober 2007

..... für literatur, stadt und alltag

..... rot & schwarz



immer mittwochs 17 Uhr Spinnabend
für Kinder und Erwachsene ab 10 Jahre



Tintenherz
KINDERBÜCHER UND SPIELE
KRÄMERBRÜCKE 29 99084 ERFURT
TELEFON 0361 / 346 77 53 TELEFAX 0361 / 346 77 52
buchhandlungtintenherz@arcor.de



... schnelle Beine
gibt 's woanders.

... schnelle Räder
gibt 's bei uns.

 www.dieGesellschafter.de www.filler.cc www.kulturrausch.de



www.winklerin.de
Tel: 0172-52230419 | Post: winklerin@t-online.de

Someday
Over the
Rainbow



 **Makis. Art & Design**
www.makishimizu.de
Tell str. 2/10245 Berlin makishimizu11@hotmail.com

Offene Redaktion für alle:

am 31. Oktober
19 Uhr
im »filler«, Schillerstr. 44

Oder kommt ins Büro (filler)

immer mittwochs
17 bis 18 Uhr
Bürotelefon:
03 61 - 2 11 72 41

» Impressum

hEft für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 10 (3. Jg.), Oktober 2007 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 - 2 11 59 66, E-Mail: heft@kulturrausch.net, Netz: www.kulturrausch.net » Büroadresse: filler. offenes Jugendbüro, Schillerstr. 44, Tel.: 03 61 - 2 11 72 41, www.filler.cc (Bürozeit: Mi 17-18 Uhr) » Bankverbindung Kulturrausch e.V. (hEft): Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 001 » Redaktion: Annemarie Frey, Alexander Platz, Julia Reinard, Thomas Putz (verantw.) » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Michael Rabisch, Ralf Rudolfy » Satz/Layout: Steffi Winkler, Sandra Frotscher » Titelgrafik: Maki Shimizu » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de.

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Abo: Normal-Abo 10 Euro/Förder-Abo 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die im Magazin vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Seiten 4-5, 8-9 und 20 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt. Die nächste Ausgabe erscheint am 28. Dezember 2007; Redaktions- und Anzeigenschluß: 26. November.

Das hEft wird gefördert durch www.dieGesellschafter.de. Diese Ausgabe erscheint im Rahmen der Reihe »OHnmacht – Macht was!« zum Tag der Einheit der Menschen. Herzlichen Dank an die Spenderinnen und Spender!

dieGesellschafter.de  **OHnmacht** 



Liebe Leserin, lieber Leser,

das Thema dieser inzwischen zehnten hEft-Ausgabe haben wir wieder einem Literaturklassiker mit »&« entlehnt: »Rot & Schwarz« – der Roman von Stendhal, der eigentlich Stendal heißen müsste, nannte er sich doch nach dem Anhaltinischen Verkehrsdrehpunkt. Auch Erfurt war ein Knotenpunkt, als Anfang der 1980er Jahre Punk in die DDR kam. Wir haben drei Aktive von damals nach ihren Erlebnissen und Erfahrungen befragt. Unsere Autorinnen und Autoren haben sich ab Seite 30 literarisch mit dem Thema auseinandergesetzt. In diesem Zusammenhang möchten wir auf unsere Schreibwerkstatt »Feierabend« hinweisen, die am 12. und 13. Oktober in Erfurt stattfinden wird. Mehr dazu auf Seite 6.

Einigen fällt es vielleicht auf: das hEft hat ein neues Layout. Schlicht, luftig und mit extra vielen Punkten. Gestaltet von Steffi Winkler und Sandra Frotscher. Im übrigen erscheint diese Ausgabe im Rahmen der Veranstaltungsreihe »OHnmacht – Macht was!« zum Tag der Einheit der Menschen 2007. Am 3. Oktober wird dann das hEft auf dem Straßenfest rund um die Erfurter Engelsburg präsent sein.

Schließlich möchten wir uns herzlich bei allen bedanken, die in den letzten Wochen ein Förderabo abgeschlossen haben, sowie bei der Kulturdirektion, der Kunsthalle und bei dieGesellschafter.de. Jede Unterstützung ist für uns existentiell.

Die Redaktion

Anzeigen



Erfolg ist eine Frage von Qualität



Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 36 43/41 68-0 | Telefax 0 36 43/41 68-22
info@gutenberg-weimar.de | www.gutenberg-weimar.de

stadt & alltag

anger süd-west

- 04 Brot für die Welt
- 05 Gegendarstellungen
- 06 Schreiben nach Feierabend, Lilou
- 07 Literaturnetzwerk Thüringen
- 08 Schafft zwei, drei, viele Bretzelmäner!
- 09 Fünf Fragen an: Reinhard Gehlen

- 10 Portrait: Menschen aus der Vorstadt
- 12 Redaktion empfiehlt
- 14 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 15 Todesfeder
- 16 hEft unterwegs: Mondiali Antirazzisti

kultur & politik

- 18 Interview: PR-Kampagne von Rechts
- 20 Carla greif ein!
- 21 Interview: Punk in Erfurt in den 80ern
- 26 Fotostrecke

literatur rot & schwarz

- 30 Die Wahrheit über mein Pferd
Till Bender
- 33 Hausordnung
Christoph Steier
- 36 Kein Kinderweinen
Susanne Rödiger
- 37 Farbenblind
Fred Stein
- 39 Start-Ziel
Stefan Schütz
- 40 Retusche
Stefan Petermann
- 43 Mein Leben mit Che
Sebastian Lange

literatur feierabend

- 45 Jade
Julia Reinard
- 47 Wieder nach Kriegszeit
Ernst Molke
- 48 Was genau machst du eigentlich?
Dirk Steinig

- 51 Autor/innenverzeichnis

brot für die welt!

Ein Denkmal für Bernd das Brot in Erfurt. Die öffentliche Ausschreibung läuft

Jeder kennt ihn – jeder liebt ihn: Bernd das Brot ist Kult! Er ist zu Hause in jeder Kinderstube, die nachwachsende Generation vergöttert ihn. Und die Eltern auch! Er ist lieb und blöd zugleich, ein Symbol für Erfurt. Ein großer Sohn der Stadt!

Seit dem KiKa-Jubiläum im Juni steht Bernd nun neben dem Rathaus. Überlebensgroß grient er die Vorbeieilenden an und überwacht die Poser-Fraktion vor FAM und Siju. Ein Wächter und Held zugleich. Tausende Menschen haben schon für ihre Kameras neben ihm gestanden – ob aus China, Brasilien oder von der Elfenbeinküste. Bernd ist ein weltum-



spannendes Sinnbild für Wohlstand und Fortschritt.

Doch nur selten fällt ein Blick nach unten: Bernd steht nur auf einem läppischen Podest. Aus Holz! Das darf nicht sein. Und: Wie lange wird er noch dort stehen?

Deshalb fordern wir Euch, Erfurterinnen und Erfurter, auf: Hebt Bernd auf den Sockel! Zeigt uns, was ein Kindermedienstandort ist. Entwickelt mit bürgerschaftlichem Engagement Ideen für ein Bernd-Denkmal! Wo ist ein repräsentativer Platz für ihn? Vielleicht vor den Domstufen, auf dem Bahnsteig 1 oder in Gispersleben? Wäre ein Sockel aus Marmor angemessen, oder wäre einer aus Hartplastik besser? Vielleicht sollte er auch ohne Sockel dastehen, geerdet und dem Volke zugewandt? Sollte ihn etwa eine Art Leuchtschrift flankieren?

Die öffentliche Ausschreibung »Brot für die Welt!« soll die Diskussion um ein Denkmal für Bernd das Brot in Erfurt vorantreiben. Schicken Sie uns Vorschläge, Anregungen, Projektideen, kunstwissenschaftliche Pamphlete – oder einfach nur Ihre ganz persönliche Meinung.

Bisher erhielten wir schon mehrere Dutzend Leserbriefe zu dem Thema (eine Auswahl nebenstehend), obwohl die Ausschreibung noch gar nicht angelaufen war. Das bestärkt uns in unserem Engagement. Danke!

»Ich finde es total überzogen, erneut eine Denkmaldebatte vom Zaun zu brechen. Sollte nicht erst einmal das eine Denkmal [für Willy Brandt, Anm. d. Red.] an seinem Ort stehen? Hier werden doch nur wieder Steuergelder verschwendet. (...) Ich finde zudem, daß Bernd das Brot noch viel zu wenig geleistet hat, als daß man ihm jetzt schon ein Denkmal bauen sollte. Da kämen ganz andere in Frage, Jürgen Heun zum Beispiel.«

Christine Voigt, Erfurt.

»Liebes hEft, ich heiße Anna und bin schon fast 9 Jahre alt. Mit meiner Mama und meinem Papa waren wir beim KiKa-Fest und am Fischmarkt. Dort stand Bernd das Brot. Das war toll. Ich liebe Bernd das Brot. Das Denkmal muß in Erfurt bleiben. Am besten auf dem Domplatz. Er sollte noch ein Stück größer sein und auf einem Podest stehen. Wenn er dann noch so weich wäre, wie der Bernd das Brot, den ich zu Hause habe, wäre es am schönsten. Meine Mama hat gesagt, Sie sollen bei dem Denkmal auch an uns Kinder denken.«

Anna Busch aus Erfurt.

»Daß den Damen und Herren, die sich das wieder ausgedacht haben, die über zehntausendjährige Kulturgeschichte des Brotes unbekannt ist, kann kaum verwundern. Aber daß mit dem Essen nicht gespielt wird, das sollten sie doch von ihren Eltern beigebracht bekommen haben. Als ob es nicht genug ist, daß unsere Kinder nach lila Kühen und Teletubbies nun auch noch mit einem sprechenden Brot systematisch verdummt werden. Ich frage Sie: Ist es denn wirklich so, daß wir jeden Dreck, der aus dem Fernsehen kommt, nun kopieren müssen? Ich finde das einfach nur geschmacklos und den Gipfel allen Unfugs!«

Dr. Fritz Hempel

Adresse: hEft, Stichwort: »Brot für die Welt!«, Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt oder: heft@kulturtausch.net.

Einsendeschluß ist der 26. November. Die besten Konzepte werden öffentlich dem Oberbürgermeister übergeben.

gegendarstellungen.

heinze ins paradies!

Durch die Vereinsführung des FC Carl Zeiss Jena bisher nicht demontiert ist das Gerücht, daß es ernsthafte Bestrebungen gäbe, den Provinzverein aus der Saalestadt zukünftig umzubenennen. Hintergrund ist die Übernahme von 49 Prozent der Anteile der zu gründenden GmbH durch den russischen Beton- und Immobilieninvestor »Alpha Group Invest Corporation« mit Sitz auf den British Virgin Islands, einem Offshore-Paradies in der Karibik. Dieser darf dann in den nächsten fünf Jahren 25 Millionen Euro in der Saale reinigen.

Da es unsere Freunde von den Kernbergen nicht einmal schaffen, ihren Namensgeber Carl Zeiss in den Sponsorenpool zu holen, plädieren wir für eine konsequente Umbenennung des maroden Vereins. Unsere Vorschläge wären: SG Beton und Zement Jena, FC Offshore Jena-Paradies, Jenaer Fußballclub Beton oder eben gleich FC Alpha Heinz Invest Tortola – mit Sitz auf den British Virgin Islands. Dort soll ja auch kein schlechter Fußball gespielt werden.

In diesem Zusammenhang gibt es bisher auch noch kein Dementi aus der Führungs-Etage unseres allerliebsten Fußballclubs Rot-Weiß

Erfurt, der derzeit auf einer Welle der Sympathie und des Erfolges schnurstracks in Richtung 2. Bundesliga gleitet. Gleichwohl mehr als wahrscheinlich hofft man wohl hierzulande vorerst von offizieller Seite nur hinter vorgehaltener Hand auf den baldigen Ruin des Konkurrenten von der Saale und es gibt aus diesem Grunde auch noch keinerlei Vorbereitungen für ein eventuelles Abschiedsspiel für Carl Zeiss. Wie wir auf unsere Anfrage bestätigen können, wurde eindeutig von keiner der hier genannten Seiten nichts, aber auch gar nichts dahingehend geäußert.

märchenhafter stadtgarten.

Wir weisen darauf hin, daß die Erfurter Straßenzeitung »Die Brücke« auf ein in Erfurt kursierendes Gerücht bisher noch nicht reagiert hat. Vereinzelt waren in Erfurt Stimmen zu vernehmen, wonach die Titel-Geschichte über den Erfurter Stadtgarten im Heft 82/2007 mit Original-Zitaten aus dem Roman »Sehnsucht an den Klippen« von Rosamunde Pilcher unterfüttert worden sei. Diese Mutmaßung von Seiten einzelner aufgebracht

Erfurter Bürger scheint zumindest nicht völlig aus der Luft gegriffen. Denn tatsächlich heißt es in dem Artikel unter anderem: »Bis eines Tages ein junges, frischverliebttes Paar im Flockentaumel den Dalbergsweg entlangschlenderte und sich ausmalte, wie es wäre, wenn hier die Türen wieder öffnen würden ...«

Und so gelang ihnen mit Mut und Courage, was viele vor ihnen schon versucht hatten: die Hürden der städtischen Verwaltung zu überwinden und das traditionsreiche Areal wiederzueröffnen. Allerdings

hat der Literaturwissenschaftler Arno Lieberam inzwischen eindeutig nachgewiesen, daß sowohl der Plot als auch Formulierungen des Artikels eindeutig nicht der Pilcher'schen Liebesschnulze entlehnt worden sind. Es sei vielmehr anzunehmen, so Lieberam weiter, daß der Artikel und die damit verbundene Verwirrung aufgrund der Gespräche, die seitens der »Brücke« mit dem »jungen Pärchen« geführt wurden durch deren divergierender Wahrnehmung entstanden sei. Das klingt sehr überzeugend.

wer findet die unterschiede?

Wir sehen das 1930 im Stil der »Neuen Sachlichkeit« fertiggestellte Sparkassengebäude am Anger. Links das Gebäude vor der Sanierung 2007, rechts der jetzige Zustand. Freut Euch, daß der Sanierung die denkmalgeschützte Eingangszone zum Opfer fiel und nun ein jeder das Gefühl haben darf, seine Geldgeschäfte in einem Baumarkt erledigen zu können.



schreiben nach feierabend.



Unter dem Titel »Feierabend« veranstaltet das Schreibwerk Erfurt bis Januar 2008 vier zweitägige Schreibwerkstätten in Erfurt zum Thema »Alltag und Arbeit«. Die erste Werkstatt fand am 17. und 18. August statt. In entspannter Atmosphäre schrieben die Teilnehmerinnen und

Teilnehmer gemeinsam Gedichte, Kurzprosa und biografische Texte, die sich im weitesten Sinne mit dem Thema auseinandersetzen. Dabei wurden diese durch die hEFT-Redakteure und Schreibtrainer Alexander Platz und Thomas Putz unterstützt und ihnen verschiedene Techniken zur Textanregung und zur Textstrukturierung vermittelt.

Ziel der Werkstatt war (und ist) in erster Linie, daß die Teilnehmerinnen und Teilnehmer überhaupt erst einmal (wieder) ins Schreiben kommen, den angebotenen Raum nutzen, um sich vom Alltag zu befreien und die innere Stimme klingen zu hören. Es geht also weniger darum, vorhandene Texte zu besprechen und daran weiterzuarbeiten, wie es in Autorenwerkstätten üblich ist, als vielmehr die Lust und den Spaß am Schreiben

in den Vordergrund zu stellen bzw. zu vermitteln. Dabei spielt es keine Rolle, wie es um die jeweilige Schreib-erfahrung bestellt ist.

Die nächste Werkstatt findet am Freitag, 12. (18-21 Uhr) und Samstag, 13. Oktober (10-17 Uhr) im Bürgercafé, Magdeburger Allee 46 (neben der Lutherkirche) statt. Die Teilnahme ist kostenlos. Es gibt keine Altersbeschränkung.

Anmeldung bitte bis 10. Oktober an heft@kulturrausch.net oder telefonisch: 03 61/2 11 59 66. Weitere Infos unter: www.kulturrausch.net. Die Werkstatt wird gefördert durch die.Gesellschafter.de

Eine Auswahl der entstandenen Texte wird in den nächsten hEFT-Ausgaben dokumentiert. Texte aus der ersten Werkstatt können ab Seite 45 nachgelesen werden.

die literaturlounge in weimar.

Wer erinnert sich nicht an die nie endenden Schulstunden in Deutsch, Thema: Dramen- oder Prosaanalyse? Meistens Texte von Kafka und Co., die im Alleinstudium wohl noch teilweise interessant, aber in stundenlanger Interpretationsarbeit doch todsterbenslangweilig wurden. Und wenn es dann auch noch eine falsche Deutung war, gab es schnell mal ein Ungenügend. Wem würde da nicht die Lust an Literatur vergehen?

Doch aufgepaßt, alle ehemaligen »Schimmelreiterhasser« – es gibt auch eine schönere Methode, sich der Literatur zu nähern. So bietet die Lilou – Die Literaturlounge im Weimarer Jugend- und Kulturzentrum »mon ami« vielfältige Veranstaltungen an, in denen junge zeitgenössische Autoren und Autorinnen ihre Werke vorstellen können. Gestaltet wird der Abend von einem »Profijugendautor«, der also schon einige Erfahrungen in der Literaturbranche gesammelt hat.

Damit es zwischen allem Gelesenen auch noch andere Untermalungen akustischer Art gibt, wird von der Literarischen Gesellschaft Thüringen e.V. ein abwechslungsreiches Live-Programm geboten. Überdies können sich Inspirierte mit eigenen Texten bei der Literarischen Gesellschaft bewerben. Selbige bietet auch andere Veranstaltungen an, die sich im Internet unter www.literarischegesellschaft-thueringen.de nachlesen lassen.

Wer also Interesse an der Vorstellung eigener Texte bekommen hat (dabei ist keine vorherige Veröffentlichung notwendig), melde sich unter: Literaturlounge@gmx.net oder unter: Literarische Gesellschaft Thüringen e.V., Lisztstraße 2a, 99423 Weimar. Die nächste Lilou gibt's am 4. Oktober – siehe auch Seite 13 dieser Ausgabe.

Susanne Rödiger

literaturnetzwerk thüringen.

Ein Forum für junge Literatur in Thüringen entsteht.

Nachwuchsautorinnen und -autoren spielen auf dem deutschen Buchmarkt zunehmend eine wichtige Rolle. Eine Gesellschaft, in der es immer weniger Kinder gibt, beschwört die Juvenilität. Nach Fräuleinwunder und Popliteraten hält der Hype der jungen Generation unvermindert an. Beim Betrachten einiger sogenannter Bestseller, deren Autoren von den Verlagen noch vor Erscheinen eines Buches wie Popsternen präsentiert werden, sieht man die Inhalte förmlich hinter der Marketingmaschine zurücktreten. Mitunter sind die Leser dann gelangweilt vom Eigentlichen – dem Buch. Menschen mit kaum zwanzig Jahren haben verständlicherweise nur wenig Lebenserfahrung um literarischen Stoff sammeln zu können, aus denen ein erzählerisches Talent schöpfen muß.

Ein wichtiges Instrument für die Förderung junger Literatur sind deshalb Lesebühnen, adäquate Zeitschriften, Schreibwettbewerbe, Poetry Slams, die als essentielles Bindeglied zwischen Typoskript und Buch fungieren. Sie weisen in der Regel den improvisatorischen Charakter auf, der die junge Generation anspricht – jenseits von Erfolgsdruck und Verkaufszahlen.

Wie auch in anderen Bundesländern gibt es in Thüringen eine ganze Reihe von Podien, auf denen sich junge Menschen ausprobieren können, die sich zum Schreiben hingezogen fühlen und sich künstlerisch ausdrücken möchten. Wenngleich nicht jeder, der einmal ein Gedicht oder eine Erzählung schreibt, das Schreiben zu seinem Lebensinhalt machen wird, bietet sich an solchen Schnittstellen die Gelegenheit, Texte vor einem Pu-

blikum zu lesen oder in einer Zeitschrift zu veröffentlichen und sie zunächst einmal auf den Prüfstand zu stellen. So entstehen spielerische Freiräume, die notwendig für das Abtasten eigener Ziele, Fähigkeiten und Möglichkeiten sind. Daneben gibt es aber auch Wettbewerbe, die ambitionierten Schreibern helfen, ihre eigene Position zu bestimmen. Das »Junge Literaturforum Hessen-Thüringen«, der »Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb« oder auch die Schreibwerkstatt »Sehen, Malen, Schreiben«, die jährlich in Thüringen stattfinden, geben jungen Erwachsenen die Gelegenheit, Texte beurteilen zu lassen bzw. intensiv an ihnen zu arbeiten. Das hEft in Erfurt bietet Raum für Veröffentlichungen, ebenso der »Palmbaum«, das literarische Journal aus Thüringen. Beim »Erfurt Slam« oder bei den »LiveLyrix« in Jena treten Vortragskünstler in einen lyrischen Wettstreit. Lesebühnen wie die »Lautschrift« in Jena, die »Spätlese« in Erfurt oder »Lilou – Die Literaturlounge« in Weimar bieten die

Möglichkeit, eigene Texte einem interessierten Publikum vorzustellen.

hEFT, Lautschrift, Lilou und Erfurt Slam haben sich inzwischen miteinander vernetzt, wodurch Autoren wie Publikum die Suche nach geeigneten Veranstaltungen künftig erleichtert wird. Eine gemeinsame Homepage, auf der Informationen zu den einzelnen Veranstaltern, Veranstaltungsorten, Terminen ebenso zu finden sein werden wie Leseproben und andere nützliche Informationen für Lesende und Schreibende, soll rasch nutzbar gemacht werden. Das Netzwerk funktioniert unkompliziert und ohne einschränkende Reglements. Vor allem dient es dazu, daß sich die Akteure besser kennenlernen und ihre Arbeit nicht als Konkurrenz zu den anderen begreifen. Denn letztlich geht es allen Beteiligten um die Förderung einer innovativen und interessanten Literaturlandschaft in Thüringen, die durch Einflüsse aus anderen Regionen befruchtet wird.

Jens Kirsten

schongang
waschen • lesen • schlemmen

Der erste behindertengerechte und kinderfreundliche Waschsalon in Erfurt mit Café, Bar und Internet

UNSER ANGEBOT

Waschmaschinen

3 x 6,5 kg
1 x 13 kg

Trockner

1 x 6,5 kg
1 x 13 kg

Spezialprogramme

Feder-, Synthetik-, Naturhaarbetten
Imprägnierung von Outdoor- Kleidung u.a.

Auch wenn es mal nichts zu waschen gibt, kann man im "schongang" :

- lecker **Crepés** und **Waffeln** schlemmen - **Kaffee** und erlesene frische **Tees** genießen - ein **Bier** oder auch nen guten **Wein** trinken - ein **Buch** lesen oder im **Internet** surfen - seine Babys/Kinder mitbringen ...

... für Babys bieten wir eine **Wickelmöglichkeit** und für Kinder viel Platz zum Spielen.

Dank **Behinderten-WC** und **Rollstuhllift** können auch Rollifahrer bei uns einen Schongang einlegen.

Und damit alles schön frisch bleibt, gibt es für unsere Raucher eine nette Insel im Freien.

ÖFFNUNGSZEITEN: Mo - Sa 10 - 22 Uhr

Fritz-Noack-Str.17
(Ecke Röntgenstraße)

Tel. 0361 / 6608935
Fax 0361 / 6608936

Buslinien 15, 20, 50
Haltestelle Steinplatz

schafft zwei, drei, viele brezel männer!



Wer kennt ihn nicht. Er gehört inzwischen zur Erfurter Altstadt wie das Loch zur Staatskanzlei: der Brezelmann. Rüdiger Koszyk verkauft seit Jahren seine Kräuterbrezeln – im Sommer wie im Winter, bei Regen und Schnee läuft er in Wams, Pluderhemd und Schaftstiefeln durch die Gassen, bietet seine Waren feil und trägt zum mittelalterlichen Flair der Stadt bei. Ein wirklich angenehmer Zeitgenosse, und eine gute Idee.

Aber, die Sache hat einen Haken: Mit seiner Tätigkeit untergräbt er die Sanierungsziele des Sanie-

rungsgebietes Erfurter Altstadt. Das ist zumindest einer Antwort des Oberbürgermeisters auf eine Anfrage der Grünen bezüglich der viel diskutierten »Handlungsrichtlinie für die Erteilung von gewerblichen Sondernutzungserlaubnissen«, die im Juli im Stadtrat beschlossen wurde, zu entnehmen. Darin heißt es: »Eine generelle Gestattung des Verkaufs auf öffentlicher Straße hätte zur Folge, daß jeder Händler mit seinen Waren, gleich welchen Angebots, in der Altstadt präsent sein könnte. Das beträfe nicht nur den historischen »Brezelmann«, sondern auch mobile Hot-Dog-Wagen, Bauchläden mit Bratwurst oder Würstchenverkauf u.v.m. Der direkte Kontakt mit den Kunden würde nach sich ziehen, daß Einzelhändler auf die Anmietung einer Ladeneinheit verzichten könnten. Die Läden würden leer stehen und sich die dazugehörigen Gebäude und Straßenzüge in der Altstadt nach und nach durch Leerstand auszeichnen.«

Leerstand? Ödnis? Verfall? Was für ein Szenario! Man stelle sich das mal vor: Die Läden in den Gassen stünden leer, dafür liefen alle Händler mit Bauchläden herum. Ein Treiben auf den Straßen, wie es seit

Jahrhunderten nicht mehr gesehen ward. Und was für ein mittelalterliches Flair! Die Hemmschwelle zum Kauf beispielsweise eines Buches würde um ein Vielfaches sinken, unsere Kinder würden wieder mehr lesen – eine pädagogische Explosion, vermarktungsfähig für den Kindermedienstandort Erfurt. Oder Waschmaschinen: neue Arbeitsplätze als Waschmaschinenträger entstünden. Zehn Träger liefen samt ihrer geschulterten Maschinen nacheinander durch die Waagegasse. Ein Bild für die Ewigkeit! Und eine echte Chance für Erfurt.

Also: Händlerinnen und Händler, die Ihr ein Geschäft in bester Altstadtlage habt: Gebt es auf! Kündigt Eure Mietverträge! Schnallt Euch einen Bauchladen um und verkauft Eure Waren mobil auf der Straße. Schafft zwei, drei, viele Brezel männer! Zeigt uns, daß es möglich ist, die Läden der Altstadt in einem Akt des zivilen Ungehorsams von den sowieso meist überflüssigen Waren zu befreien. Dann würden wir alle durchatmen und könnten noch einmal ganz von vorne anfangen ...

Daniel Tanner

Anzeigen

COPY TEAM

⇒ Digitalkopie ⇒ Druck ⇒ Plot ⇒ SERVICE

Bindungen

HardCover ab 8,90 €

Prüfung & Exzemplarbest.



T-Shirts: Flock & Druck

DRUCK

Aktuelle Preise 7 10000 Blatt

DRUCK

Druckzeiten:

Mo - Do 9 - 18 Uhr

Fr 9 - 12 Uhr

Sa 10 - 12 Uhr

copy-team@high-copy.de

Rainer Hauer

(Wiener Burgtheater)

rezitiert

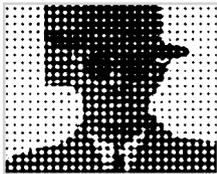
„Medi-ZYNISCH- Literarisches Crossover“




Texte von Seneca, Molière, Georg Büchner, Wilhelm Busch, Christian Morgenstern, Erich Kästner, Eugen Ionesco, Ernst Jandl u.a.

Dienstag 02.10.2007 im Vortragssaal des Café DackDack
Einlass 19:30 Uhr, Start 20 Uhr

fünf fragen an. Reinhard Gehlen (1902-1979)



Willy Brandt wird und Bernd das Brot soll in Erfurt ein Denkmal gesetzt bekommen. Was halten Sie davon? Wer ist Willy? Wer ist Bernd?

Was den wenigsten bekannt sein dürfte: Sie sind eine echte Erfurter Puffbohne. Können Sie unseren Leserinnen und Lesern kurz etwas zu ihrem Leben und Werk sagen? Warum ausgerechnet ich? Dazu gibt es doch Historiker! Ruht nicht der, der zu seiner Ruhe gekommen ist, auch von seinen Werken?

Herr Gehlen, Sie waren als hoher Offizier aktiv an den Vorbereitungen für den Überfall auf die Sowjetunion im Jahr 1941 beteiligt und wurden 1942 zum Chef der Abteilung »Fremde Heere Ost« ernannt. Haben Sie in diesem Zusammenhang persönliche Schuld auf sich geladen? Lassen Sie mich das so ausdrücken: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.

Ah ja, verstehe. Nun ist es ja so, daß Sie unter anderem mit dem Kriegsverdienstkreuz, dem Deutschen Kreuz und nach dem Krieg gleichwohl mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet

worden sind. Zudem standen Sie lange Zeit an der Spitze der nach Ihnen benannten »Organisation Gehlen«, aus welcher der Bundesnachrichtendienst hervorging. Sind Sie nicht auch der Ansicht, daß es an der Zeit wäre, Ihnen die Ehrenbürgerwürde der Stadt Erfurt zu verleihen, oder aber zumindest eine Straße nach Ihnen zu benennen?

Ja, das spräche sicher für Kontinuität und da sehe ich in der ehemaligen Ostzone noch einige Defizite. Auch wenn man sich zweifelsohne die größte Mühe gibt. Allerdings heißt es in Psalm 55 Vers 23 auch: Wirf dein Anliegen auf den Herrn; der wird dich versorgen und wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen. Und darauf baue ich, in aller Bescheidenheit.

Sie haben offenbar eine Vorliebe für Bibelzitate. Eine Frage zum Schluß: Wie beurteilen Sie als Experte die aktuelle Debatte um die Innere Sicherheit in Deutschland und die Bedrohungen durch den internationalen Terrorismus? Diese Frage läßt sich recht kurz beantworten: Mit welcherlei Gericht ihr richtet, so werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden.

Herr General, vielen Dank für das Gespräch!

ELEGOISTE

© ULF SALZMANN



www.el-egoiste.de

ja, ich arbeite auf einer Kläranlage.

Banal. Mittelprächtigt. Profan. Krämpfervorstadt? Mit Verlaub – auch wenn hier Oberbürgermeister Bausewein studierte und Musiksternchen Clueso seine Stimmbänder trainiert. Das Quartier im Osten der Landeshauptstadt scheint ein absolut durchschnittlicher, wenn nicht gar der durchschnittlichste Stadtteil Erfurts zu sein. Das legen zumindest die Statistiken zum Wahlverhalten der dort Wohnenden nahe, aber auch die Zahlen zur Bevölkerungsdichte und -zusammensetzung. Da lebt die Fachhochschulprofessorin neben dem Friseurmeister, der Rentner neben der alleinerziehenden Mutter und ihren drei Kindern. In den Hinterhöfen sind die Klänge von Vivaldi genauso zu vernehmen wie der angesagte Hip Hop aus Berlin oder die stumpfsinnigen Texte indizierter Nazibands. Für die hEft-Redaktion ist soviel Mittelmäßigkeit ein Grund, genauer hinzusehen. Eine neue Feldstudie soll, wiederkehrend an dieser Stelle, gewöhnliche Erfurterinnen und Erfurter vorstellen und dabei die eine oder andere Besonderheit zutage fördern ...

Marko Knackowski über Gold im Mund und Abwässer.
Ein Gespräch mit dem Erfurter Diplom-Ingenieur für Wasserwirtschaft

Marko, du warst heute morgen gegen 7.00 Uhr schon nicht mehr zu Hause zu erreichen. Verdammst früh unterwegs ... Wann stehst du auf?

Morgenstund hat Gold im Mund, oder? Auch wenn es manchmal ein wenig schwerfällt, aus den Federn zu kommen, ich stehe in der Woche kurz nach fünf auf. So ergibt sich zumindest der Vorteil: man hat auch meistens früher wieder Feierabend. Naja, viele Leute müssen noch viel eher aus den Federn.

Dir scheint das Aufstehen keine Probleme zu bereiten. Liegt das an deinem Job? Du schaffst in Kläranlagen ... (mit leicht vorwurfsvollem Ton)

Wenn man frühes Aufstehen schon als Problem sieht, wie löst man dann die großen Probleme des Lebens? Aber zu deiner Frage: Ja, ich arbeite auf einer Kläranlage. Und da muß ich halt so früh raus.

Was genau machst du? Ich habe nach einer Lehre in Magdeburg studiert und bin seit Juli 2006 Dipl.-Ing. für Wasserwirtschaft. Das mit dem Job ging dann recht schnell. Anfang Dezember hatte ich in Erfurt ein Vorstellungsgespräch und kurz vor Weihnachten die Zusage. Ich bin nun der Leiter der Mehrwerke Erfurts, also verantwortlich für mehrere kleinere Kläranlagen, Pumpwerke, Regenüberlaufbecken und Stauraumkanäle. Das Aufgabenfeld ist ziemlich groß; die Anlagen müssen überwacht, gesteuert und gewartet werden, und als Betreiber bin ich natürlich auch in die Planung neuer Bauwerke integriert. Einen geregelten Tagesablauf gibt's da eigentlich nicht, außer daß ich jeden Morgen die fernüberwachten Anlagen überprüfe. Daraufhin werden Einstellungen für die betroffenen Anlagen erarbeitet und an die Kollegen weitergegeben. Danach ist alles von Termi-

nen abhängig: Baubesprechungen, Stellungnahmen usw. Ziemlich abwechslungsreich.

Du wohnst in der Krämpfervorstadt ... Bewußte Entscheidung?

Ich kannte Erfurt noch nicht, und daher war zunächst nur die zentrumsnahe Lage und eine gute Anbindung an Bus und Bahn wichtig. Da ich unbedingt in eine WG ziehen wollte – schneller kann man keine Kontakte in einer fremden Stadt knüpfen – war mir natürlich der erste Eindruck der zukünftigen Mitbewohner wichtig. Im Nachhinein muß ich sagen, es war eine gute Entscheidung, in die Krämpfervorstadt zu ziehen. Das Zentrum um die Ecke, der »Nordstrand« auch nicht weit und mehrere Einkaufsmöglichkeiten zur Auswahl.

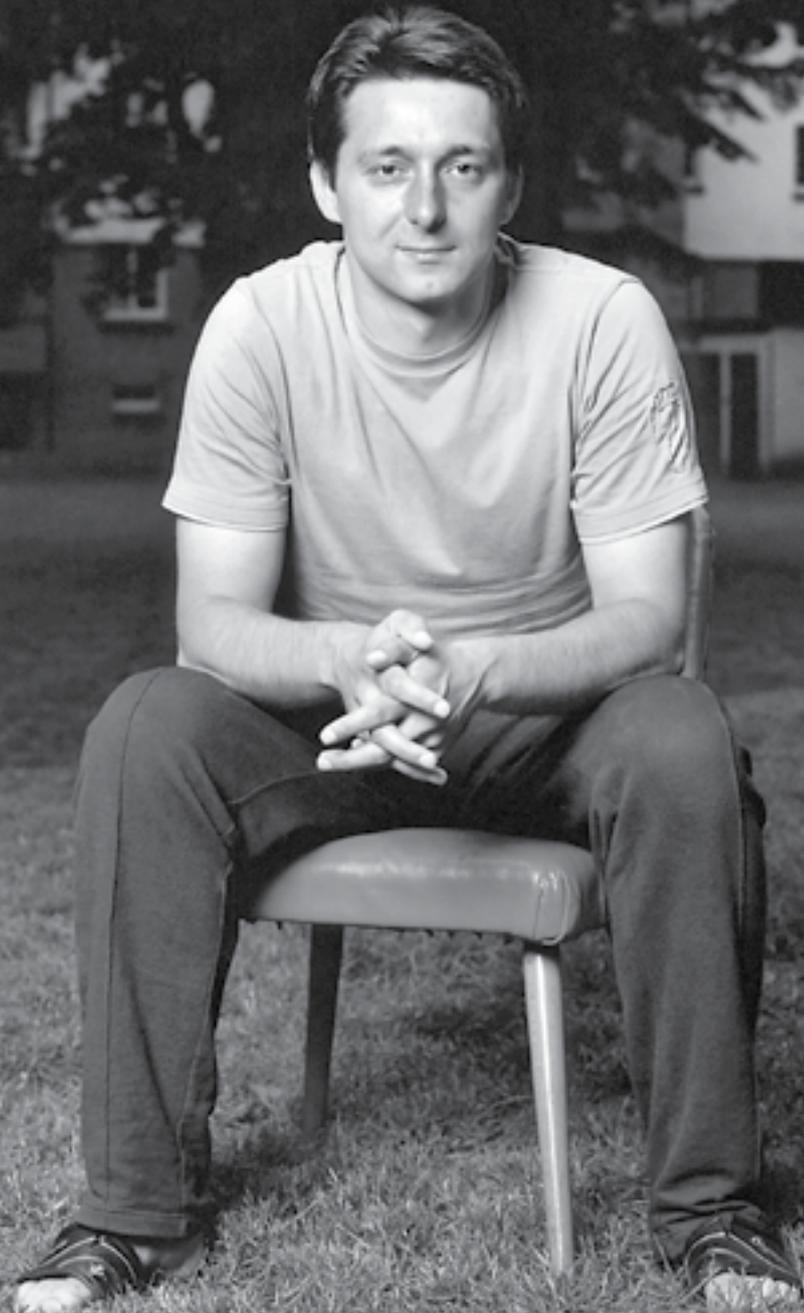
Aha, Werbung für den »Kiez«! Wußtest du, daß in der Krämpfervorstadt die allerersten unterirdischen Wertstoffsammelbehälter Erfurts eingerichtet wurden? Das kann jedenfalls bei www.erfurt.de nachgelesen werden. Kannst du von ähnlichen Innovationen in Erfurter Kläranlagen berichten?

(lacht herzlich) Du kannst ja Fragen stellen. Innovationen in Erfurt, warte mal ... Nun gut, wußtest du, daß die Kläranlage Erfurt-Kühnhausen eine der ersten und wenigen in der ehemaligen DDR war, die mit anaerober Schlammstabilisierung funktionierte? Klingt geheimnisvoll. Vielleicht kann man dies ja alles bald auf der neuen Website des Entwässerungsbetriebs Erfurt nachlesen.

Ach, das klingt verdammt spannend. Marko, danke für das Gespräch ...

Interview: Sven Gatter

Marko Knackowski, 31 Jahre, Ingenieur
wohnt im »Flensburger Block«. Der 1929 durch den Hamburger Architekten Otto Jacobsen
errichtete Wohnkomplex steht heute unter Denkmalschutz. Er gilt als eines der wenigen
bedeutenden Gebäude Thüringens, die im Sinne des sogenannten Neuen Bauens »höchste
Zweckmäßigkeit, strenge Sachlichkeit und innere Wahrhaftigkeit«, so Hugo Gernandt, Erfurter
Stadtbaumeister, verbinden sollten.



lesungen.

Am Montag, 1.10., wird zum **Plauderabend de luxe** im Café DUCKDICH der Erfurter Engelsburg der Briefwechsel zwischen Tucholsky und seiner Frau Mary Gerold gelesen; dazu gibt es wie immer ein geschmackvolles Menü. www.plauderabend.eburg.de

hEft-Autor **Stefan Schütz** liest am 27.10. gemeinsam mit **Tobias Grüterich** Gedichte und Aphorismen; Ort: »Die tolle Knolle«, Leipziger Str. 75, Erfurt; Start: 19 Uhr.

Am 1. November werden ab 19 Uhr in der Erfurter Engelsburg die Preise des diesjährigen **Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbs** verliehen und von den jungen Autorinnen und Autoren gelesen. www.hessus.eburg.de

Am 21.11. macht die **Titanic Boy Group** auf ihrer »Never-Ending-Chef-Tournee« Station im Erfurter HsD

(Gewerkschaftshaus, Juri-Gagarin-Ring 150); die Chefredakteure des Satiremagazins lesen »abstoßende Polit-Aktionen, charmante Pöbeleien, vollständige Gedichte und halblustige Witze.« www.herbstlese.de.

Ebenfalls zur Herbstlese kommt am 27.11. Hamburgs Diskotier **King Rocko Schamoni** in die Stadt; im HsD liest er aus seinem aktuellen Roman »Sternstunden der Bedeutungslosigkeit«; laut Kölner Stadt-Anzeiger erwartet uns ein »sanfter melancholischer Dampfhammer«.

Schließlich lesen unsere Autoren **Franziska Wilhelm** und **Alexander Platz** am 22.12. im neuen Waschsalon »Schongang« in Erfurt, Ecke Fritz-Noack-Straße/Röntgenstraße.

film. Punk + Super-8-Film in der DDR

Nach der Musik kam der Film. Punks in der DDR begannen Anfang der 80er Jahre mit Super-8-Kameras zu drehen. Es werden Filme gezeigt, die von Thüringer Punks gemacht wurden oder in denen sie die Hauptrolle spielen: Filme von **Matthias Schneider/Stefan Schilling** (»schreiende Stadt«), **Conny Schleime** (»Das

Puttenest«), Holm Kirsten/Jörn Luther u.v.m. Un- geschnitten, unzensuriert, mit Originalmusik. **Die Filme werden vom Filmkritiker Claus Löser vorgestellt.** »Sieh mit Schmerzen«, Freitag, 5. Oktober, 20 Uhr, Kunsthaus Erfurt, Michaelisstraße 34.

die laute poesie der leisen gesten.

»Der Typ dort drüben hat sein Versprechen nicht gehalten, unter uns: ihm wird was zustoßen, zum Beispiel ein Unfall.« Kann man so was Sperriges singen? Ja. Wenn es von der Band **Locas in Love** kommt, geht das. Mit »Saurus« haben die Vier aus Köln ein Album geschaffen, in dessen seltsame Eigenwilligkeit ich mich schon beim ersten Lied rettungslos verliebt habe. Zusammen mit der Sängerin Claire Oelkers sind Locas in Love auch als »Karpatehund« unterwegs, was jedoch eher das Nebenprojekt ist – die kommerzielle Brotarbeit gewissermaßen –, die künstlerische Seele brennt in den Locas, und sie strotzt so vor Kreativität, daß sie gleich für zwei Bands unterschiedlicher Ausrichtung mehr als ausreicht.

Die Lieder auf »Saurus« kommen sympathisch unpräzise daher; sie gehen nicht mit ihrem Tiefgang und Anspruch hausieren, sondern verstecken ihn hinter heiterem Ernst und unangestregter Sprach- und Spielfreude. Hier wird die Welt weder erklärt noch zu

verändern versucht, hier wird nicht angeprangert und nicht pathetisch aufgetrumpft, sondern einfach erzählt, Geschichten aus dem Leben, die sich an mal grollend baßlastigen, mal beschwingt leichten, aber niemals flach erscheinenden musikalischen Arrangements entlanghangeln und die satt und glücklich machen. Die bei deutschen Indie-Pop-Bands oft plakativ herumgetragene Innerlichkeit, den Locas fehlt sie völlig. Hier müssen Direktheit und Authentizität nicht rausposaunt werden, sie sind einfach da, auf eine selbstverständliche und bestürzend untheatralische Weise, so daß kein Satz da ist, der nicht Lichtjahre davon entfernt wäre, peinlich zu sein.

Ralf Rudolffy

» **Locas in Love am 16.10. in der Engelsburg Erfurt**
» **Hier gucken und lauschen: www.locasinlove.com**

offene lese Bühnen.

Am Donnerstag, 4.10., 20 Uhr startet **Lilou – Die Literaturlounge** nach der Sommerpause im Jugend- und Kulturzentrum mon ami in Weimar, Goetheplatz 11; Moderation: Clemens Meyer; Matthias Itzenplitz spielt melodischen Jazz von Joe Pass. www.monami-weimar.de

Am 9.10. gibt's im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Ohnmacht – Macht was!« einen **Poetry Slam** in der Engelsburg; Start: 21 Uhr; Moderation: André Kudernatsch (ohne Kautsch). www.einheitdermenschen.dgb-bwt.de

Im Rahmen der Herbstlese treffen sich am Freitag,

12.10., ab 22 Uhr der **ErfurtSlam** und die **Spätlese** auf der Spielwiese bei Radio F.R.E.I. in Erfurt, Gotthardtstr. 21; anschließend: Klubaoundsound bis in den Morgen. www.radio-frei.de

Auch in Jena startet mit der **Lautschrift** die neue Lesebühnensaison im Café Wagner, Wagnergasse 26; Termin: 28.10., ab 20 Uhr. www.wagnerverein-jena.de

» Zu allen vier Veranstaltungen könnt ihr euch anmelden und eigene Texte lesen!

ausstellung. Arme Teufel, Spinner, Heilige

Unter dem Titel »Von armen Teufeln, Spinnern und Heiligen« nähern sich Andreas Jäckel, Thilo Soworka und Uwe Höfig der Heiligen Elisabeth einmal ganz anders. Nicht die Thüringer Heilige wird im Mittelpunkt stehen, sondern die, denen ihre Nächstenliebe galt: den Randständigen

dieser Gesellschaft. Die Ausstellung vereint Fotografie, Collagen, Malerei und Grafik sowie Lichtinstallationen. Die Vernissage findet am 1.12., 19 Uhr in der »Galerie Waidpeicher« im Erfurter Kulturhof Krönbacken statt. Die Ausstellung läuft bis zum 15.1.2008.

ohnmacht – macht was!

Havanna. Ein Blick aus dem Fenster. Totale. Schlendernde Menschen auf der Uferpromenade, lichtumrandete Schattenspiele vor den gleißenden Sonnenreflexen auf dem Wasser. Idylle ... Lautlos bricht ein Mann zusammen.

Es gibt Filmszenen, die vergißt du nie! Ich erinnere mich noch genau, was mir in diesem Augenblick so alles durch den Kopf schoß: Kopfschuß! Virus! Aneurysma! (Abgesehen davon, daß ich das damals noch Anorisma geschrieben hätte.) Aber nix mit »Mors ultima linea rerum est.« Freund Hein muß warten. Es ist »nur« ein Anfall von Ohnmacht. Um die Macht des Verdrängens geht es in »Das Leben, ein Pfeifen«, einem Film aus dem Land des »Sozialismus' unter Palmen«. Und verdrängt wird eine Menge in Fidel Castros Inselparadies. Altenpflegerin Julia wird von unerklärlichen Gähnanfällen geplagt, und wenn sie das Wort »Sex« hört, sinkt sie in sich zusammen: Ohnmacht. Ein Besuch beim Psychiater zeigt: Sie ist mit diesem Problem nicht allein. Reihenweise fallen

Passanten in Havanna in Ohnmacht, wenn Reizwörter wie »Freiheit«, »Doppelmoral« oder »Opportunismus« laut ausgesprochen werden. Ohnmächtig sind sie letztlich alle, die Menschen auf den Straßen Havannas, nur, sie stürzen lautlos nach innen ... und richten sich sogleich wieder auf, ohne daß es jemand bemerkt. Die reale Ohnmacht dagegen wird zur öffentlichen Intervention, zur allgemeinen Verunsicherung, zu einem Einspruch gegen die Macht der privaten und politischen Tabus.

Ohnmacht macht was. Was? Ohnmacht gehört zu den Alltagserfahrungen, die zugleich weitgehend tabuisiert werden. Ohnmacht bleibt so oft, zu oft privat. Jedoch, Ohnmacht hat das Potential, zur Macht zu werden. Wenn sie sichtbar wird, auch hörbar. Wenn sie öffentlich interveniert, provoziert.

Thomas Ritschel / Kathrin Vitzthum

»OHNMacht – Macht was!« – Veranstaltungsreihe in Erfurt vom 15.9. bis 19.10. In dreißig Veranstaltungen werden verschiedene Facetten des Mächtigen, der Ohnmächtigen in Alltag und Gesellschaft zur Sprache gebracht, öffentlich gemacht. Am 03.10. findet um die Erfurter Engelsburg das Straßenfest zum Tag der Einheit der Menschen statt, auf dem auch das hEFt präsent sein wird. » Informationen: www.einheitdermenschen.dgb-bwt.de

rot. schwarz. sonnenschein. Von Stefan Werner

13:55 Uhr, ich öffne die Wohnungstür. Die Schuhe stehen wie üblich draußen auf dem Abtreter. Während ich meine Jacke an der Garderobe plaziere, fällt in meinem Rücken die Tür ins Schloß. Die Treppe sitzt mir noch in den Knochen. Ich sollte wirklich mal wieder Sport machen. Erst einmal mach' ich das Küchenradio an und hol' mir ein Pils aus dem Kühlschrank – Tristesse Royale.

Kurz nach 14:00 Uhr erklärt mir der Nachrichtemann, daß die große Koalition einen weiteren Plan hat, Deutschland und noch ein bißchen mehr zu retten, nachdem ein Sommermärchen (was man sich kurzerhand politisch einverleibt hatte) in schwarz-weißen Trikots etwas modernistisch auf dem 3. Platz mit Platz-1-reifem Jubel endete. Wenn man etwas aus Politik und Sport lernen kann, dann das: Eine offensichtliche Niederlage bedeutet noch lange nicht, verloren zu haben. So gesehen bleibt abzuwarten, was aus Angies klimatechnischer Rettung der Welt wird. Gerade jetzt, wo die Wetterfee verkündet hat, daß das Wochenendwetter eine miese Angelegenheit werden soll. Mir soll's nur recht sein. Ich gebe zu, der Klimawandel ist mir Jacke wie Hose, Hauptsache, zu den Heimspielen regnet es hin und wieder. Das klassische Toskanawetter ist nichts für den RWE.

14:10 Uhr, die erste Live-Schalte der Regionalligakonferenz ins Stadion »Rote Erde«: *»Die Elf des FC Rot-Weiß Erfurt spielt in der Anfangsphase der Partie noch etwas zurückhaltend ... die Hausherren kontrollieren das Spiel ... doch jetzt Eckball Alexander Schnetzler ... der Ball kommt schön in den Strafraum ... da steht Martin Pohl zum Kopfball ... Pohl kommt an den Ball und ... Querlatte ... Riesenmöglichkeit zur Führung ... zurück ins Funkhaus.«*

Scheiße, so ein Depp, brülle ich durch die Küche. Na ja, was soll's, wir sind gut aufgestellt und haben jede Menge Rückenwind. Letzten Samstag in der Südkurve hat dieser Rückenwind bei einigen mal wieder für Europaträume gesorgt. Angesichts von Martin »Rhett Butler« Pohl wird wohl eher »Vom Winde verweht« daraus.

14:15 Uhr, Nachrichten. Auch Angie träumt von Europa. Ich nutze die Gelegenheit und gehe aufs Klo.

14:20 Uhr, Sonne scheint plötzlich durchs Küchenfenster. Ich brenne mir eine Kippe an. Die Wetterfee hat mal wieder durch Unvermögen gegläntzt. Vielleicht werden in Zukunft die Oliven billiger und schon geht es wieder in das Stadion »Rote Erde«: *»Die Gastelf aus Erfurt kommt immer besser ins Spiel ... bisher eine ausgeglichene Partie ... jetzt Zweikampf zwischen dem jungen Dortmunder Sebastian Hille und Dominick Kumbela, die »schwarze Perle«, wie er gern im heimischen Steigerwaldstadion genannt wird ... was ist da jetzt los ... kleine Ran-*

gelei ... was macht da Kumbela ... spuckt Hille ins Gesicht ... Schiedsrichter Trautmann zögert keine Sekunde und zeigt dem RWE-Stürmer die Rote Karte ... was für ein Bändendienst ... zurück ins Funkhaus.«

Ich bin außer mir! Meine wutbedingte Speichelabsonderung spüle ich mit einem kräftigen Schluck Pils runter. Nur noch zehn Rot-Weiße und das bei Sonnenschein. Gebannt und nach vorn gebeugt lausche ich der letzten Schalte vor der Halbzeitpause: *»Die numerische Überlegenheit bringt den spielstarken Dortmundern Platz und Torchancen ... jetzt mal wieder Schnetzler mit einer Flanke in den Strafraum ... was macht den da Dortmunds Kapitän Uwe Hünemeier ... köpft Schnetzlers Flanke ins eigene Tor ... die 400 mitgereisten Erfurter Fans freut es ... zurück ins Funkhaus.«*

Es folgen die Nachrichten. Die Opposition meldet sich zu Wort. Ich bin völlig entnervt. Kurzentschlossen ziehe ich meine Jacke an und beschließe, in den Pub zu gehen. Die zweite Halbzeit am Tresen und die Videotextseite 232 sind einfach entspannender. Die Opposition wird abgewürgt. Die Sonne scheint noch immer und die Tür fällt ein weiteres Mal ins Schloß.



und es war sommer.

Von Ralf Rudolffy

Einen schönen Menschen entstelle nichts, sagt der Volksmund, und redet wie immer dummes Zeug. Der Volksmund, der ideelle Gesamtquatschkopf also, dieser Allgemeinplatzwart kollektiven Klugscheißens und Dummfaselns, hat noch mehr Weisheiten auf Lager, wie etwa die, daß Müßiggang aller Laster Anfang sei. Noch immer nicht gut beleumundet zum Beispiel ist, auf die Frage, was man am Wochenende so gemacht habe, die Antwort: »Och, ich habe einfach nur so rumgelungert.« Dabei kann, wer dies von sich behaupten kann, als echtes Vorbild gelten – er hat keinen Krach gemacht, nicht die Luft verpestet, sich nicht an der Bildung eines Verkehrsstaus beteiligt und durch den Verzicht auf halsbrecherische Freizeitaktivitäten den Rettungssanitätern einen geruhsamen Tag beschert. Doch zum schlichten Slacken sind Hyperaktivist wie Extremjobberin ja mittlerweile viel zu doof.

Dabei ist doch gerade das unmotivierte Abhängen der oft einzig gangbare Weg, der Welt in angemessener Weise die Stirn zu bieten. Man kann sich gepflegt in seiner Behausung verschanzen, alte Fix-und-Foxi-Hefte lesen, die Lassie Singers hören, sich unter der Bettdecke verkümmeln – während alles, was draußen ist, wehtut, und hinter jedem Laternenpfahl beispielsweise die Erinnerung an das vollumfängliche und finale Scheitern des Großprojekts »Liebe & Glück« lauert, um einen anzuspringen und zu vermöbeln.

Doch kaum hat man sich aufs vorzüglichste eingegelt, da klopft schon wieder der Herr Sommer ans Fenster und brüllt: »Ey, guck gefälligst mal, was ich für tolles Wetter mitgebracht habe! Da guck sich mal einer die Sau an! Liegt den ganzen Tag in der Sülze, während sich die Sonne 'nen Wolf schein! Also, komm in die Pötte, schieb deinen Hintern ins Freibad, schwing dich aufs Fahrrad oder mach sonstwas!« Hast ja recht, gibt man zu, kämpft dann noch eine Weile mit dem soeben eingeredeten schlechten Gewissen, den Tag zu verschwenden, kann dann aber weder Wasserscheue noch Faulheit überwinden und wählt wenigstens die Option »Sonstwas«, also: ins Hilgenfeld, einen Kaffee schlürfen.

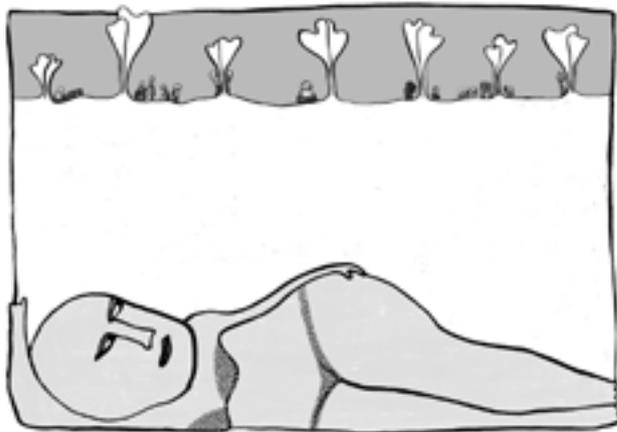
Der Entschluß, auf diese Weise den Tag zu überleben, setzt allerdings die Unerschrockenheit voraus, sich wohl oder übel mit seinen Mitmenschen betrachtend auseinanderzusetzen, das heißt vor allem: sich der Widerlegung des eingangs zitierten Spruches zu stellen. Denn tausend Dinge gibt es, die einen schönen Menschen entstellen können, kaum welche hingegen, die Umgekehrtes zu bewirken imstande wären. Es wird für immer ein kulturgeschichtliches Rätsel bleiben, was die Menschen motiviert, hartnäckig die Möglichkeit Eins zu wäh-

len. So sieht man: Arschgeweih, Bauchnabel-, Lippen-, Nasen- und Augenbrauenpiercing, Bauchfleischröllchen, die sich zwischen pinkfarbenem Oberteil und zu enger Hüfthose hervorwulsten neben anderen freigelegten Körperpartien wenig sehenswerter Ausprägung; ferner an allen möglichen Stellen eintätowierte chinesische Schriftzeichen – und sie alle wollen, daß alle das sehen. Warum nur? Und gekrönt wird das Arrangement durch das unvermeidlichste aller Accessoires der sommerlichen Maskerade: die Sonnenbrille.

»Na, du kennst wohl auch keinen mehr, was? Hast du mich nicht gesehen, gestern, in der Marktstraße!?« nölt es einem entgegen. »Ach, du warst das! Ich dachte, das war Kim Jong Il!« erwidert man – schließlich kennt man diesen kleinen nordkoreanischen Furzknoten auch nur mit komisch unförmigen Brillen, die er, als erster Kulturschaffender seines Landes, womöglich selbst entworfen und als Massenexportartikel über Deutschland ausgekippt hat. Insektenäugig hocken die Photophoben um einen herum – man erkennt sie nicht, man sieht nicht, wo sie hingucken, redet man mit ihnen, kann man ihnen nicht in die Augen sehen; und geht die Sonne unter, verschwinden die Braunglasbausteine nicht etwa in der Tasche, wo keiner sie mehr sähe, oh nein, vielmehr werden sie nach hinten über den Scheitel geklappt. Cool.

Aber zum Glück verflüchtigt sich so manch Unerfreuliches im Leben ganz von selbst. Denn der Sommer geht, es naht der Herbst. Die entblößten Körper nebst Tattoos verschwinden wieder unter Jacken und Mänteln, und das tut gut. Das Wetter paßt wieder zur eigenen desperaten Grundstimmung, kein Sonnenschein, der einen nach draußen nötigte, und die Abende gehören wieder dem Spätburgunder.

Und nehmt bitte die Sonnenbrillen ab – die sehen doof aus.



Steffi Winkler - www.winklerin.de

fußball, ska und politik.

Natürlich muß man von Erfurt nicht unbedingt bis nach Italien fahren, um Fans des allseits beliebten FC Carl Zeiss Jena zu treffen. Doch jedes Jahr im Juli machen sich fußballbegeisterte Menschen aus der ganzen Welt auf den Weg ins Land, wo die Zitronen blühen, um an der Antirassistischen Fußball-WM teilzunehmen. Und dort sieht die Fußballwelt etwas anders aus. Die hEft-Redaktion war dabei. Von Erik Plummer

»Die Welt zu Gast bei Freunden« lautete das Motto der Fußball-WM in Deutschland im Jahr 2006. Die Realität auf deutschen Fußballplätzen sieht oft genug ganz anders aus: Da werden schwarze Spieler als »schwarzes Schwein« beschimpft oder die Kicker vom FC Makkabi Berlin müssen sich Woche für Woche antisemitische Schmähungen anhören. Doch Rassismus und Antisemitismus in den Stadien ist kein rein deutsches Phänomen. Auch in Italien, Polen oder England sieht man rechtsradikale Fußballfans mehr oder minder offen ihre Gesinnung zur Schau stellen.

» Wir können auch anders

Daß man als Fußballfan Rassismus nicht einfach hinnehmen muß, war der Ausgangspunkt der Mondiali Antirazzisti vor elf Jahren. Fußball, emanzipatorische Politik und Spaß sollten sich nicht ausschließen, sondern gegenseitig anregen. Eine linke Fußballkultur sollte gemeinsam und über Grenzen hinweg erlebbar sein. Und so wurde die Idee geboren, eine antirassistische Fußball-WM zu organisieren. Vom 11. bis zum 15. Juli fand dieses Jahr die mittlerweile elfte Mondiali statt. Rund 4.000 Menschen trafen sich dazu auf einem Sportgelände in Casalecchio di Reno bei Bologna. Die Mischung war dabei durchaus bunt: AnarchistenInnen aus Bologna neben Redskins aus Liverpool, Ultras aus Jena und maghrebinische Einwanderer aus Paris, Feministinnen aus Berlin und GewerkschafterInnen aus Thüringen.

» Fußball ist unser Leben

Im Zentrum stand natürlich der Fußball: 204 Mannschaften in 34 Gruppen waren für das Kleinfeldturnier angemeldet, darunter so wohlklingende Namen wie Kalaschnikow Köln, die African Allstars Budapest oder Bosnia United. Dabei ist Fußball schon längst keine reine Männerdomäne mehr. Auch wenn die Zahl der reinen Frauentteams klein war, lag der Anteil der weiblichen Spieler bei rund 20 Prozent. Auf insgesamt 16 Rasenplätzen wurde die Vorrunde ausgespielt, danach folgte ein k.o.-System. Doch auch bei der Regelgebung

zeigte die Mondiali deutliche Unterschiede zum regulären Vereinsfußball, wo auch in der Kreisklasse ein guter Stürmer der Gegenmannschaft schon mal durch eine Blutgrätsche gestoppt wird. Fouls wurden im Wiederholungsfall durch Punktabzug bestraft, was die Zahl der Verletzungen spürbar reduzierte. Ab dem Halbfinale wurden die Spiele gar nicht mehr ausgespielt, sondern gleich im 7-Meter-Schießen ausgetragen, was jedoch der packenden Stimmung am Spielfeldrand keinen Abbruch tat.

» Let's have a party tonight

Gute Kondition war nicht nur tagsüber auf dem Spielfeld gefragt, sondern auch für das Abendprogramm vonnöten. Denn abends verwandelte sich das Sportzentrum Salvador Allende in ein Festivalgelände. Neben einem Open-Air-Kino, in dem unterschiedliche Dokumentarfilme gezeigt wurden, gab es eine große Bühne, auf der sich allabendlich zwei Bands die Ehre gaben. Stargast waren die mexikanischen Musiker von Panteon Rococo mit ihrer Mischung aus Punk, Salsa, Rock und Ska, überzeugen konnten jedoch auch Mono und Nikitaman mit energiegeladenem deutschsprachigem Reggae. Danach legten DJs noch ein wenig Tanzmusik auf. Für diejenigen, die lieber selber singen, stand ein Bierzelt zur Verfügung, in dem man unter der Begleitung lautstarker Fangesänge bis in den Morgen sprichwörtlich auf den Tischen tanzen konnte. Abgerundet wurde das Angebot durch die zahlreichen Verkaufsstände, bei denen man beinahe alles fand, was das linksalternative Konsumentenherz höher schlagen läßt: Buttons und T-Shirts, Henna und Longpapers, Bücher und CDs.

» Bella Ciao

Der Bezug auf den historischen Antifaschismus war von Beginn fester Bestandteil der Mondiali. So ist das unabhängige und nicht akademische Kulturinstitut »Istoreco« eine der tragenden Säulen bei der Organisation. Und so fand auch in diesem Jahr eine ganztägige Exkursion zu Orten des Widerstands und der Verfolgung statt. Ziel war Marzabotto, ein kleiner Ort in den

Apennin. Hier ermordete die Deutsche Wehrmacht und die SS zwischen dem 29. September und dem 1. Oktober 1944 über 800 Zivilisten, darunter 213 Kinder, angeblich als Vergeltungsaktion für Partisanenangriffe. Begleitet wurden die Interessierten von Francesco Pirini, einem Überlebenden des Massakers. Doch nicht nur an die Verbrechen der deutschen Wehrmacht wird hier erinnert, sondern auch aktuelle Massaker werden mit einbezogen. So liest man auf einer Tafel den Namen Srebrenica, wo serbische Soldaten im Juli 1995 bis zu 8.000 Bosnier unter den Augen der UNO ermordeten. Mit dem kurdischen Ort Halabja, wo Saddam Hussein im März 1988 bis zu 7.000 Menschen durch Giftgas ermorden ließ, unterhält das italienische Marzabotto eine Art Städtepartnerschaft.

Nicht alle TeilnehmerInnen beschäftigten sich so intensiv mit dem historischen Faschismus. Dennoch war durchweg eine antifaschistische Grundhaltung auf dem Camp zu spüren: Davon zeugten nicht nur die vielen T-Shirts und Buttons mit durchgestrichenen oder zertrümmerten Hakenkreuzen, die abends auf der Piazza zum Kauf angeboten wurden. Unter den vielen Fangesängen, die allabendlich angestimmt wurden und die bis in die Morgenstunden zu hören waren, war auch immer wieder das Lied von der kleinen »Blume des Partisanen« zu hören, »der für unsere Freiheit fiel«.

» Keine heile Welt

Immer wieder den richtigen Mix aus Fußball, Politik und Spaß zu finden, ist für alle Beteiligten eine stetige Herausforderung. Die Ansichten darüber, was eine gelungene Mondiali ausmacht, geht bei der Antifaschistin aus Leipzig und dem Ultra aus Modena womöglich an mehreren Punkten auseinander: So legte beispielsweise nicht jeder aufrechte Antirassist in Sachen Sexismus die gleiche Konsequenz an den Tag. Und auch an den verstreut auftauchenden Nationalfahnen schieden sich die Geister. Zudem ist auch eine antirassistische Fußball-WM nicht losgelöst von der Welt, die sie umgibt. So konnten mehrere Mannschaften von außerhalb der EU nicht am Turnier teilnehmen, weil die Festung Europa genau überlegt, für wen sie ihre Zugbrücke herunterläßt und ein Visum erteilt. Doch bei aller Unterschied-



lichkeit blieben zwei Gemeinsamkeiten der meisten Teilnehmenden: Ein geliebter Antirassismus sowie eine gewisse Skepsis gegenüber der Polizei.

Nach fünf Tagen mit feinstem Cappuccino am Morgen und vielen Hektolitern Bier am Abend war es eine echte Herausforderung, sich wieder auf den Alltag in Thüringen umzustellen: Und da sind die mit den kurzgeschorenen Haaren und den Springerstiefeln wieder die Bösen. Und auch den Fans aus Jena begegnet man hier weniger freundlich.

- » Mondiali Antirazzisti: www.mondialiantirazzisti.org
- » Das Bündnis Aktiver Fußballfans: www.aktive-fans.de
- » Institut »Istoreco«: www.istoreco.re.it



pr-kampagne von rechts.

In Erfurt wurde der Ortsverband des »Bundes der Vertriebenen« (BdV) von Rechten unterwandert. Theoretisch kann das jedem Verein passieren. Auch praktisch ist der BdV nicht der einzige Verein mit diesem Problem. Wo die Unterwanderung noch geschehen ist, welche Ziele dahinterstecken und wie man sich als Verein dagegen wehren kann – wir sprachen darüber mit Stefan Heerdegen von MOBIT.

In den letzten Monaten gab es in diversen Vereinen Erfurts eine Unterwanderung durch Nazis. Welche Vereine waren davon betroffen? Große Wellen verursachte sicherlich die Übernahme des »Bundes der Vertriebenen Erfurt« durch den NPD-Kreisvorsitzenden Kai-Uwe Trinkaus. Er übernahm die Geschäfte und dann ging da einiges drunter und drüber. Soweit durch die Presse bekannt, steht der hiesige Verband jetzt vor Neuwahlen durch die Mitglieder.

Gab es auch andere Fälle? Ja. Im »Bismarckturm-Verein 1900 e.V.« ist genau jener Kai-Uwe Trinkaus Vorsitzender. Und aus dem Verein »Westliches Wachhaus«, der sich für den Wiederaufbau des zweiten Wachhauses an der Staatskanzlei stark macht, wurde er aufgrund von Sponsorendruck ausgeschlossen.

Was sind Folgen solcher Unterwanderungen? Im Falle des BdV war es der Zusammenbruch der Ortsgruppe Erfurt. Wir sind aber nicht sicher, ob das beabsichtigt war. Beim »Westlichen Wachhaus e.V.« wurde als Reaktion auf den Rauswurf ein neuer Verein namens »Freundeskreis Westliches Wachhaus – Wachhäuschenverein« gegründet.

Rechte gründen eigene Vereine, deren Namensähnlichkeit Neutralität suggeriert? Das ist gut auf den Punkt gebracht. Neben der Strategie der Unterwanderung gibt es auch die der Eigengründung mit möglichst unverdächtigen Namen.

Gibt es da Beispiele? Den Verein »Schöner Leben in Erfurt« zum Beispiel. Unverdächtiger Name, aber der Vorsitzende ist Patrick Paul, ein, laut Selbstaussage, »Freier Nationalist«. Im Vorstand sitzen Gleichgesinnte. Dabei gibt man sich in der Satzung nahezu unpolitisch.

Dann existieren in Erfurt noch der »Pro Kid e.V.« sowie »Alleinerziehende in Not e.V.« In beiden Fällen wird versucht, sich als Helfer in Notlagen zu verkaufen und über Hilfe bei der Erziehung lebensnah zu wirken. Und dadurch als vertrauenswürdig bekannt zu werden.

Handelt es sich dabei tatsächlich um eine Strategie? Ja, definitiv.

Mit welchem Ziel? Vorzugsweise die NPD will weg von ihrem »Schmuddelkinder«-Image. Das heißt, es wird versucht, persönliche Kontakte zu knüpfen. Und wer erst einmal menschlich akzeptiert ist, bei dem oder der ist das spätere Geständnis einer – beispielsweise – NPD-Mitgliedschaft nicht mehr ausschlaggebend. Wer trotz seiner Zugehörigkeit zu einer extrem rechten Partei in einem Verein bleibt, ist akzeptiert. Ich würde das als PR-Kampagne von rechts bezeichnen. Und diese Strategie kann auch als Teil des 3-Säulen-Konzeptes der NPD verstanden werden. Das Konzept gliedert sich in drei Stichworte: Kampf um die Straße. Kampf um die Köpfe. Kampf um die Parlamente. Die Unterwanderung und Neugründungen können sowohl zum Kampf um die Köpfe gezählt werden, weil sie der Partei ein menschliches, persönliches Antlitz geben und sie salonfähig machen, als auch zum Kampf um die Straße, im Sinne von allgemeiner Akzeptanz. Denn Akzeptanz ist der erste Schritt zur Anerkennung. Allerdings suchen sie sich auch Vereine, die dafür besonders anfällig sind.

Welche Vereine sind das? Vereine, die sich um »Brauchtumspflege« kümmern – dieses Wort wird von ihnen selbst gern benutzt –, Geschichtsvereine, aber auch Kulturvereine. In Rudolstadt gibt es einen Kulturverein, in dem ein Nationalist sitzt, er gilt als zuverlässig, als Stütze des Vereins. Der wird nicht rausgeschmis-

sen. Oder, ein anderes Beispiel, bei dem die Aktivitäten eines rechten Vereins politisch sogar gelobt werden: Lauscha. Dort gibt es den »Verein zur Pflege deutscher Denkmäler«, angeführt von einem DVU-Stadtrat. Sie verschönern und pflegen Ausflugsziele. Der amtierende Bürgermeister spricht lobend über den Verein, weil sie aktiv etwas ändern, der Vorsitzende des Vereins hat bei der letzten Wahl stattliche 18 Prozent der Stimmen erhalten. So geschieht gesellschaftliche Akzeptanz.

Wie bei dem Fall aus Rudolstadt kommt es offensichtlich trotz der Kenntnis oft nicht zu einem Rauswurf – warum? Nun, erst einmal muß ein Verein erkennen, daß es ein Naziproblem hat. Schon davor verschließen die meisten die Augen. Anschließend müßte man sich mit dem Problem auseinandersetzen, das ist der Moment, in dem das Problem geleugnet wird. Und schließlich müßte man die entsprechende Person entfernen. Das trifft bei dafür anfälligen Vereinen schon auf Widerstand, aber bei einem unpolitischen Verein, zum Beispiel einem Fußballclub, ist eine Lösung noch schwieriger. Laß den besten Torwart Nazi sein, oder jemanden, der schon seit er sieben Jahre alt ist in diesem Verein spielt, dann schrecken die meisten davor zurück, ein Naziproblem wahrzunehmen, oder gar die Konsequenzen daraus zu ziehen.

Wie kann man sich als Verein vor einer Unterwanderung schützen? Zuerst sollte man mal das Vereinsgesetz lesen. Es hilft immer, zu wissen, welche Möglichkeiten man hat. Außerdem könnte man im Vereinszweck die »Internationalität« betonen oder auf »antifaschistische Bildungsarbeit« hinweisen. Es ließe sich auch eine Unvereinbarkeitsklausel denken, in der festgehalten ist, daß sich die Mitgliedschaft im Verein und die in einer extrem rechten Partei ausschließen.

Wie wäre das bei bereits bestehenden Vereinen? Das kommt auf die Satzung an. Aber die läßt sich – meistens durch eine Mitgliederversammlung – ändern.

Ich habe gehört, die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Erfurter Stadtverwaltung erhalten eine

Schulung zum Thema Rechtsradikalismus. Stimmt das? Ja, das ist richtig. Wir haben mit der Stadtverwaltung einen Vertrag über die Schulung ihrer MitarbeiterInnen abgeschlossen, und schon jetzt sind viele Anmeldungen eingegangen. Am 10. Oktober diesen Jahres geht es los und zieht sich bis 2008 hinein. Es handelt sich um eine mehrmodulige Weiterbildung, die sowohl in die Codes, Musik, den Lifestyle einführt, als auch Zivilcourage und ein Argumentationstraining aufgreift.

Eine abschließende Frage: Was kann ich denn erwidern, wenn es heißt, das Grundgesetz verböte Diskriminierung aufgrund von Parteizugehörigkeit etc.? Die Verfassung verbietet diese Diskriminierung. Aber es steht auch darin, jeder Mensch sei gleich. Der deutsche Nationalsozialismus betonte aber die Ungleichheit von Menschen, ist rassistisch und völkisch, so etwas findet sich auch in NPD-Parteiprogrammen. Dies verträgt sich allerdings gar nicht mit unserer Verfassung. Deren Gleichheitsgrundsatz wird durch die Forderungen der NPD unterminiert. Eine Demokratie muß sich nicht alles gefallen lassen. Oder anders ausgedrückt: die Toleranz hört dort auf, wo sie auf Intoleranz trifft.

» Kontakt und Hilfe: MOBIT Mobile Beratung in Thüringen.
Für Demokratie – Gegen Rechtsextremismus
» www.mobit.org » Telefon: 03621 - 22 86 96



Foto: www.pxello.de





Carla, greif ein! Im März dieses Jahres wurde die Chefanklägerin des UN-Menschenrechtstribunals, Carla del Ponte, mit dem Preis der Wartburg-Stiftung ausgezeichnet. In der Begründung dazu hieß es, daß sie diesen Preis vor allem für ihren beispiellosen Mut bei der konsequenten Aufdeckung von Verbrechen im ehemaligen Jugoslawien erhalte. Grund genug für hEFt, diesen wackeren Einsatz der Mutter Courage des Großkapitals zu würdigen, in dem es auf eklatante Menschenrechtsverletzungen in Erfurt, Thüringen und der Welt aufmerksam macht.

yogisches fliegen, großdeutsch.

Mit einem „Turm der Unbesiegbarkeit“, der in Erfurt gebaut werden soll, spielt Maharishi Mahesh Yogi nun die nationale Karte und die Thüringer Allgemeine stört sich nicht daran.

Hin und wieder gönne ich mir den Luxus und kaufe am Kiosk um die Ecke die aktuelle Ausgabe des lokalen Meinungsführers. Um mich nicht mehr als nötig aufregen zu müssen, blättere ich mich dann meist zügig zu Lokal- und Sportteil durch. Vielleicht gibt es ja ein paar interessante Neuigkeiten über unseren allerliebsten Fußballclub. So auch diesmal: Und als ich schließlich die Sterbeanzeigen studiert und mir interessant klingende Namen und Daten notiert habe, will ich die Zeitung schon zuschlagen, als es mir aus dieser mit großen Lettern vor die Birne schlägt: »Wir krönen Deutschland mit Unbesiegbarkeit!« Was ist das? frage ich mich entsetzt, und beginne zu lesen. Ich erfahre, daß dieses Projekt »der erfolgreichen naturwissenschaftlichen Entdeckung des Einheitlichen Feldes des Naturgesetzes« entspringt. »Aha!« murmle ich und lese weiter: Ein 12-stöckiger Turm solle gebaut werden, der inmitten eines Parks »der Unbesiegbarkeit Deutschlands ein würdiges Heim bieten« werde. An dessen Fuße solle außerdem eine Schule entstehen, mit 1000 Yogischen Fliegern, die »im nationalen Bewußtsein die Qualität der Unbesiegbarkeit erzeugen und aufrecht erhalten« werden.

Yogisches Fliegen? Da war doch schon mal was, denke ich. Und richtig: Der »Friedenspalast« von Maharishi Mahesh Yogi, der in der Weimarer Straße geplant war. Doch da man seinerzeit, wie dieserorts üblich, bekanntlich wenig fürs Transzendente und Übersinnliche übrig hatte, sollen uns nun des Meisters Lehren und pekuniäre Interessen ganz offensichtlich über die nationale Karte untergejubelt werden. Eine in Deutschland durchaus anerkannte Strategie und – wie die Geschichte mehrfach zeigte – mit guter Aussicht auf Erfolg. Denn auch dieses

Mal ist »Seine Heiligkeit« wieder mit von der Partie.

Aber das ist längst noch nicht alles! Auch ich bin eingeladen, mit allen anderen »wohlmeinenden Bürgern unseres Landes« ein »Gründer des Unbesiegbaren Deutschlands« zu werden und somit an diesem »tonangebenden politischen Trend des Jahres 2007« und »bedeutendsten nationalen Projekt aller Zeiten« teilzuhaben. Wow! Damit haben sie mich an der Angel! Alles was ich dafür brauche, sind lumpige 50.000 Euronen (Es darf auch ruhig ein bißchen mehr sein!), womit ich dann die »Erste Deutsche Unbesiegbarkeitsanleihe« zeichnen und somit meinen Beitrag für den Bau von »fünf Privatschulen und sechs Vedischen Privatkliniken« leisten kann. Jetzt bin ich überzeugt! Das alles klingt für mich mindestens genauso seriös wie der Name des neuen Investors des FC Carl Zeiss Jena: Alpha Group Invest Corporation, mit Sitz auf den Britischen Jungferninseln.

Abstrahiert man von dem Inhalt der Anzeige, der sich zwischen dummdreist, lächerlich und einfach nur nervig bewegt, und der Tatsache, daß sich die *Thüringer Allgemeine* das sicher gut bezahlen läßt, müßte eine halbwegs intelligente Mitarbeiter/in – zumindest bei der Überschrift – ein wenig stutzig werden. Irgend etwas muß da doch klingeln! All die Jahre auf der Schulbank können doch nicht völlig umsonst gewesen sein. Nun, ließe sich einwenden, eine Tageszeitung ist nun einmal nicht dazu da, um die Leserschaft zu informieren. Sie soll gefälligst Meinung machen. Da bleibt keine Zeit zum Nachdenken. Da ist was dran, und dennoch will ich mich damit nicht zufrieden geben. In einem, mir noch völlig unerklärlichem Anflug von Philanthropismus fordere ich also die verantwortliche Mitarbeiter/in, dieses verstörte Menschenkind, zurück in die Mitte der bürgerlichen Gesellschaft zu holen. In diesem Sinne: Carla, greif ein!

Alexander Platz

respekt ist eher kannibalisch.

Punk und sein Umfeld in Erfurt zu Beginn der achtziger Jahre. Ein Gespräch mit Monique Förster, Christian »Spinne« Duschek und Andreas »Fozzy« Link



Andreas »Fozzy« Link, Jg. 1965, ab 1982 Punk-Rock-Trommler (Konstruktives Liebeskommando, Schleim-Keim, Fanatische Frisöre), heute: improvisierte Musik im Spannungsfeld Jazz-Rock-Avantgarde, lebt in Erfurt



Monique Förster, 1984 Mitbegründerin der Künstlerinnengruppe; später mit ExterraXX Performance, Film, Fotografie; ab 1989 Aufbau und Leitung des Kunsthaus Erfurt; Ausstellungsmacherin



Christian »Spinne« Duschek, Jg. 1965, 1983-86 Ateliergemeinschaft Kürschnergasse 7, 1990-97 Aufbau des künstlerisch-kulturellen Zentrums Mainzerhof-Korax; freie künstlerische Projekte und Ausstellungen, lebt in Erfurt

Derzeit läuft der Film »ostPUNK! – too much future« in den Kinos, es gibt Ausstellungen und Publikationen - es wird viel über die Zeit der ersten Punk-Generation geredet und aufgearbeitet. Erfurt war für die Entwicklung des Punk in der DDR ein wichtiger Knotenpunkt. Im Bezirk Erfurt registrierte die Staatssicherheit damals genauso viele Punks wie im Bezirk Leipzig. Die Band *Schleim-Keim* war berühmt für ihre bodenständigen Exzesse, hier gab es eine enge Verbindung zwischen Punk und Kunst. Und dann war da noch der Blues ...

Wie würdet ihr die Zustände in Erfurt zu Beginn der achtziger Jahre beschreiben, und was machte Punk für Euch damals attraktiv?

Spinne: Die Stadt sah grau aus. Wer damals in diesem Land lebte, weiß, was ich meine. Ein bißchen vermisse ich das heute.

Monique: Ich bin Anfang der achtziger Jahre aus Berlin von der Kunsthochschule nach Thüringen gekommen. Das war natürlich ein totaler Einschnitt. Was mir gefallen hat, war dieses Alte. Erfurt hatte ein Geheimnis. In Berlin

gab es Weite, da hatte man Möglichkeiten und auch eine gewisse Freiheit. Durch die räumliche Enge in Erfurt war es dagegen möglich, nach innen, in die Tiefe zu gehen. Damals hat sich ja ganz viel in den Kellern abgespielt. Wenn man heute Fotos von früher hat, kann man das sehen: alles war ziemlich runtergekommen, sah aus wie nach dem Krieg. Dieses Düstere, dieser Verfall hat mich fasziniert. Ich suchte nach starken Impulsen. Und dann hab ich die ersten Thüringer Punks gesehen und dachte: das interessiert mich! Das hatte mit Kraft und Autonomie zu tun und hatte etwas Anarchisches. Punk ist für mich etwas, das sich frei macht von allem. Da gab es für mich Parallelen, eine innere Nähe.

Spinne: Punk ist der Drang, sich immer wieder abzukoppeln, sich aus den Rekrutieranstalten herauszulösen. Freiheit im philosophischen Sinn gibt es ja nicht. Aber diesen Impuls immer in sich zu tragen: raus aus der Rekrutieranstalt. Ich bin in dem Sinn professioneller Autodidakt. Ich wollte eine Ausnahme bilden, mich abgrenzen, und das hab ich dann auch. So eine Kunstform, widerspenstig zu sein und zu sagen: Nö! Man kann ja erst mal Nein sagen. Unsere Parole war damals: No respect



Observationsfotos aus OV Herberge Kürschmeiergasse 7, Foto: BStU

– für Toleranz! Wir waren respektlos allem gegenüber. Heute ist Respekt ein Unwort, eine Worthülse für Gutmenschen. Respekt ist eher kannibalisch.

Fozzy: Bei mir ist das Musikmachen angeboren. Für mich war Punk die einzige Möglichkeit. Individueller Anarchismus sozusagen.

Wie kann man sich die damalige Punk- und Alternativszene vorstellen? Als homogene Gruppe, die sich gegenseitig befruchtet und regelmäßig ausgetauscht hat, oder gab es auch Abgrenzungen?

Fozzy: Wir hatten damals ja mit *Schleim-Keim* keine Band, wie man sich das heute vorstellt, mit regelmäßigen Konzerten und so. Jeder war autonom und machte sein Ding.

Monique: Als Künstlerinnen haben wir damals eine Performance gemacht, die hieß »Figuraler Einzelgang zeitgemäßer Erscheinungen«. Und ich glaube, so war es auch. Jede war 'ne Einzelperson. Auch wenn ich euch damals im Keller beim Musikmachen gesehen hab, waren es Einzelpersonen, die dann für ein Stück oder ein Bandprojekt temporär zusammengearbeitet haben. Viele Namen und wechselnde Besetzungen. Man kam und man ging. Und obwohl man sich ja verbunden fühlte, war es nichts ewig Bindendes.

Spinne: Einen Gruppenzwang gab es nicht. Es konnte jeder tun und lassen, was er wollte. Wir haben ganz viel miteinander gemacht: Bier getrunken. Bier getrunken. Bier getrunken. Musik gehört. Und versucht, einer Dreierkette aus dem Weg zu gehen: Wachtmeister, Hauptwachtmeister, Hund.

Erfurt ist ja seit jeher eine Blues-Hochburg. Wie kamen die Punks mit den Bluesern zurecht?

Spinne: Anfang der achtziger Jahre sind wir ja immer am Treffpunkt Johannesplatz aufgeschlagen. Und die Blueser waren unsere besten Verbündeten. Zur »Blau-licht-Disko« kamen Leute aus der ganzen Republik. Es gab damals ja die FDJ-Ordnungsgruppe, und die wollten uns raushaben. Gerade als dann 1982/83 die ersten Direktiven von Mielke rauskamen, denn man hat geschallt, daß da etwas gewachsen ist, was man gar nicht kontrollieren kann. Die Blues-Leute haben dann eine Art schützenden Ring um uns aufgebaut. Das waren sympathische Haudegen. Das waren keine Hippies, sondern Leute von Schrot und Korn. Da war einfach ein Verständnis da. Die fanden uns klasse, auch wenn sie uns nicht verstanden haben. Wir hatten auch Kontakt zu Schwerstkriminellen. Damals gab es Lokale wie die »Gärtnerklause«, heute »Anger Maier«, oder das »Wildbret«. Da ist kein normaler Mensch reingegangen. Wir hatten damals

eine ausgeprägte Kneipenkultur, obwohl wir fast überall Kneipenverbot hatten. In der »Penne« wurde ich einmal vom Kellner begrüßt mit: »Neger und Punks werden hier nicht mehr bedient«.

Monique: Von Ausnahmen abgesehen war Blues nie mein Ding. Sowohl der Blues als auch die Szene, die da dran hing, waren für mich immer der totale Horror. Thüringen hatte den Blues und scheinbar sind die Punks hier eher Bluesliebhaber gewesen und haben eine härtere Form des Blues entwickelt (lacht).

Fozzy: Unser Blues war Punk. Der Thüringer ist ein bißchen derb. Wenn wir unterwegs waren, hieß es ja auch manchmal: Macht die Türen zu, die Erfurter kommen! Die stinken und sind dreckig.

Monique: Erfurt ist ja sehr klein und man hatte unabhängig von dieser Gruppenzugehörigkeit, die ja heute viel ausgeprägter ist, natürlich auch persönliche Freundschaften darüber hinaus gehabt.

Spinne: Man muß ja auch sehen: wir Punks waren Anfang der achtziger Jahre nur ein kleines Häufchen, vielleicht zehn Leute, wenn wir richtig akut waren.

Wie und wo haben sich die Kreise zusammengefunden?

Monique: Teilweise sind Sachen zufällig passiert, haben sich in dieser kleinen Stadt Dinge gefunden. Ich war damals auf der Suche, andere auch, Gabi Kachold zum Beispiel, mit der ich dann Fotos und Filme gemacht habe. Spinne hab ich '81 kennengelernt. Von '82 bis '84 hat sich so etwas zusammengeschoben und verwoben. Das war eine ganz intensive Zeit, weil man viel gemeinsam gemacht hat. Es sind Leute aus Berlin nach Erfurt gekommen, weil hier was los war, wie Mita Schamal, Conny Schleime, Reinhard Zabka oder Bernd Wagner. Es gab das Haus in der Kürschnergasse 7, wo sich viel konzentriert hat. Das war damals ein altes, verfallenes Haus, teils legal bewohnt und viele andere Räume waren leer. Hier haben wir im Mai 1984 eine Ausstellung mit Leuten aus Erfurt und Berlin gemacht. Die war natürlich dann öffentlich zugänglich, man konnte also immer rein, zur Eröffnung sowieso. Die Ausstellung hat sich ohne viel Werbung ziemlich schnell rumgesprochen. Eine Freundin von mir war 14 Tage später an der Ostsee und ist daraufhin angesprochen worden, daß in Erfurt ja 'ne ganz spannende Ausstellung sei. Und es waren richtig viele Besucher da, von der Staatssicherheit mal abgesehen. Innerhalb kürzester Zeit sind dann auch alle Leute verhaftet und verhört worden, die als Besucher oder als Organisatoren mitgewirkt hatten. Dann gab es gegen einzelne Personen ein Ordnungsstrafverfahren und der operative Vorgang zur Liquidierung der Kürschnergasse wurde eingeleitet.

Fozzy: Bis 1986 wurde das Haus dann systematisch zerstört. Leitungen wurden von der Staatssicherheit zerhackt, das Wasser gekappt oder der Stromzähler ausgebaut. Als die KWV [heute KOWO] das Haus stillgelegt hat, wurden Türen und Fenster einfach mit dicken Platten zugeschraubt. Dabei war ja noch alles drin.

Welche Bands existierten zu der Zeit in Erfurt?

Fozzy: Bis '84 haben wir in der Kürschnergasse eine Band gehabt: das *Konstruktive Liebeskommando*. Mit Faupel, Gesang, Pallas, Gitarre und Gesang, Anthony, Orgel, und mir am Schlagzeug. Danach bin ich bei *Schleim-Keim* als Trommler eingestiegen. Die Band war der Punkt, um den sich alles gedreht hat, zumindest hier in Erfurt. Weimar hatte ja auch 'ne eigene Szene. Aber mehr gab's hier nicht. Ich bin dann 1986 nach Eisenach gezogen und hab da meine eigene Band, die *Fanatischen Frisöre*, gegründet. Manchmal hab ich bei *Schleim-Keim* noch ausgeholfen, wenn einer mal wieder ausfiel oder Otze [Dieter Ehrlich, Sänger und Trommler] zu besoffen war, um Schlagzeug zu spielen. Dann hab ich eben 'ne Stunde rumgeprügelt. Da konnte er sich am Mikrofon mal richtig austoben. Ich erinnere mich an ein Konzert in Halle. Da ist Otze stinkbesoffen vom Hocker gekippt und hat noch von *Wutanfall* das Mikrofon zertreten. Da hatte der schon drei Flaschen Schnaps drin. Da ging natürlich nix mehr – aber grölen konnte er noch prima. Außerdem bin ich eben auch rumgefahren und hab mit Leuten zusammengespielt – Weimar, Berlin, Leipzig, Jena.

Wie oft seid ihr damals aufgetreten, ihr hattet ja keine Einstufung?

Fozzy: Selten. Zwei, drei mal im Jahr vielleicht. Das war ja alles streng konspirativ. Trotzdem war es bekannt. Eine Einstufung [Berechtigung, offiziell auftreten zu können, Anm. d. Red.] war für uns niemals ein Thema. Die hat mir 1988 mit den *Frisören* dann so ein Kulturfuzzi, »Dr.« Benndorf, Amt für Kultur in Eisenach, angeboten – aber ohne uns spielen zu sehen. Der hätte uns den Lappen einfach hingelegt. Wir hätten allerdings den einen oder anderen Text weglassen müssen. Da hab ich seinen Schreibtisch durcheinandergebracht, 'n Stuhl zerkloppt und bin raus. Für mich wäre das nicht denkbar gewesen. Wir waren da eher subversiv.

Spinne: Wir haben natürlich auch Sachen wahrgenommen, die im Kopf überhaupt nicht zusammengepaßt haben. Da war einerseits der Punk, und da war aber andererseits auch die Neue Deutsche Welle. Solche ostzonale NDW-Ableger wie *Pankow* oder *Keks* haben wir eben auch mitgenommen. 1983 haben in Mühlhausen *Pankow* und *Mona Lise* gespielt. Bei den schicken *Mona Lise* haben

wir dann rumgepogt und die Sache eskalierte. Mit einem Mal flogen Teller, Tassen, Gabeln, Messer, Bockwürste, Brötchen. Wir lagen nur auf dem Boden und haben uns da rumgesuhlt und Zugabe gerufen. Und da hat uns die Band tatsächlich vier Zugaben gegeben. Am Ende haben wir mit acht Leuten im Grunde die ganze Veranstaltung geschmissen. Irgendwann hat der Veranstalter dann den Saal räumen lassen. Wir haben uns draußen getroffen und da waren vielleicht hundert Leute und wollten Streß. Die haben sich dann aber nicht wirklich an uns rangetraut. Die wußten einfach nicht, wie sie mit uns umgehen sollten – wir sahen so zerstört aus und haben uns ja auch zerstörerisch benommen. So was passierte regelmäßig.

Monique: Die zerstörte Aufmachung der Punks war auch sehr inszeniert und sehr aufwendig vorbereitet. Stundenlang die Stiefel geschnürt bis das Erscheinungsbild so war, wie man sich das gewünscht hat.

Spinne: Alle dachten, wir seien ungewaschen und würden stinken, dabei sahen wir nur so aus.

Fozzy: Ich jedenfalls hatte mal ein Jahr lang die selben Sachen an.

Ihr habt schon die Ausstellung in der Kürschnergasse angesprochen. Was gab es außerdem für Höhepunkte?

Monique: 1984 entstand in Folge dieser Ausstellung der Super-8-Film »Das Puttenest« von Conny Schleime, Malerin und Sängerin der Dresdener Künstler-Band *Zwitschermaschine*, in dem Spinne, Jens Ernst »Tukie« Tukiendorf sowie Mita Schamal aus Berlin mitwirkten. Oder auch »Schreiende Stadt« von Stefan Schilling und Matthias Schneider, beide von Ausschnitten in dem jetzt laufenden Film »too much future« bekannt. »Die Austreibung aus dem Paradies«, ein Film von Gabi Kachold, Claudia Räther und mir, lief im Kino Eiszeit zum Filmfestival in Westberlin. Sascha Anderson war der Kurier. Im Juni '82 gab es im Johannes-Lang-Haus ein Konzert mit *Schleim-Keim*, *Wutanfall* und *Zwitschermaschine*. Danach war 'ne Hinterhofparty am Fischersand 5, wo sich Sascha Anderson und Otze erstmals trafen. Daraus entstand dann 1983 die LP »DDR von unten/eNDe« mit *Zwitschermaschine* und *Schleim-Keim*, die bei dem Westberliner Label Aggressive Rockproduktion herauskam. Es war das erste Mal, daß DDR-Punk auf Vinyl gepreßt wurde. Und noch sehr wichtig in dieser Zeit: das »Intermedia-Festival« 1985 in Coswig, bei dem Punk und die akademischen Wilden extrem aufeinandertrafen.

Spinne: Es gab regelmäßig lose Zusammenkünfte mit Leuten aus anderen Städten. Ich würde von einem festeren Netz zwischen Erfurt, Leipzig und Berlin spre-

chen. Ich hab zum Beispiel 1986 mit Jens Ernst »Tukie« Tukiendorf und Matthias »Baader« Holst eine Anarcho-Zelle gegründet. Wir haben uns regelmäßig in Potsdam getroffen und haben philosophiert, Bakunin und Stirner und andere Texte des klassischen Anarchismus gelesen. Propaganda durch die Tat.

Fozzy: Ein Höhepunkt für mich war zum Beispiel, als *Nomeansno* aus Kanada 1987 im »Erlöser-Keller« in Berlin gespielt haben. Streng konspirativ, vielleicht 50 bis 60 Zuhörer. Davon hab ich erst tags zuvor erfahren, so geheim war das. Ein Konzert für geladene Gäste. Organisiert hatten den Coup Berliner Punks.

Öffentliche Auftritte, ob als Band oder Performancegruppe, waren ja nur illegal oder unter dem Deckmantel der Kirche möglich. Wie waren da eure Erfahrungen?

Monique: Die Offene Arbeit und Wolfgang Musigmann hatten sehr früh schon Räume aufgemacht und Platz geboten. Es gab öfter Konzerte.

Fozzy: Das geschah aber wirklich auf Druck. Die haben das nicht gerne gemacht. Wir sind da eingeritten und haben gesagt: Wir spielen jetzt hier. Das wuchs denen dann auch schnell über den Kopf.

Spinne: Da war zum Beispiel die Sache mit der Klokette. Die wurde bei einem Konzert abgerissen. Eine Lappalie, eigentlich. Bei einem Vorbereitungskreis kam das dann auf den Tisch. Damals wußten wir noch nicht, daß er zur Hälfte aus IM's [Inoffizielle Mitarbeiter der Staatssicherheit, Anm. d. Red.] bestand. Und die haben sich natürlich ganz stark gemacht, um die Punks da raus zu bekommen. Und die Leute, die »ehrlichen« und »sauberen«, wie Musigmann, haben sich natürlich absolut beeinflussen lassen. Andererseits haben wir Punks auch nie in die Offene Arbeit reingepaßt. Für uns war das eine Nische, die wir uns genommen haben, um weg von der Straße zu sein. Die Offene Arbeit, auch DDR-weit, hatte ja immer auch so einen sozialpädagogischen Anstrich gehabt: Wir holen euch auf die andere Seite und machen aus euch gesellschaftsfähige Mitglieder. Aber das hatten wir ja gar nicht vor. Wir wollten uns ja eher rausnehmen. Und dann kulminierte das eben an Kleinigkeiten. Die Klokette ist ein typisches Beispiel dafür. Die Leute aus der Offenen Arbeit hatten sowieso kein gutes Grundgefühl uns gegenüber, konnten aber aus ihrer christlichen Intention heraus nicht sagen: Hey, so geht's hier nicht! Das wäre ja noch ok gewesen.

Monique: Auch aus den Stasi-Akten kann man das heute noch entnehmen. Zum einen haben sie die Türen geöffnet, von ihrem christlichen Menschenbild her, aber dann waren sie auch ganz schnell mit der Situation überfor-

dert, mit den biersaufenden und rauchenden Punks auf dem Altar.

Fozzy: Wir waren an ihrem Angebot nicht interessiert, aber an der Möglichkeit, daß wir da Unterschlupf finden. Andererseits gab's auch immer wieder Leute, die sich solidarisch gezeigt haben, Pfarrer Lothar König zum Beispiel, oder Walter Schilling.

Wie kann man sich die damalige öffentliche Wahrnehmung Eurer Sachen vorstellen? Hatte der Durchschnitts-Erfurter überhaupt eine Ahnung, was ihr da treibt?

Fozzy: Wir waren ja ziemlich öffentlich, haben uns in der Innenstadt rumgetrieben. Man hat uns mit Verboten belegt: nicht auf dem Anger sitzen, oder gar Innenstadterverbot. Da haben wir drauf geschissen.

Monique: Und das ist heute noch genauso. Die Frage ist ja: Wo kommt das hin, was man nicht sehen will. Das zeigt die ewig währende Diskussion um die Punks hinter der Krämerbrücke. Mit unserer Musik und Kunst hat sich die Staatssicherheit auseinandergesetzt, in ihren pseudokunstwissenschaftlichen Beurteilungen und Berichten, die dann von Pornografie bis sonstwohin gingen. Die Durchschnittsbevölkerung hat unsere Sachen gar nicht so mitbekommen. Schon eher Leute, die ein bißchen offener waren, auf der Suche, also eher Randgruppen. 1987 wurde das Portrait des Erfurter Malers Hans P. Szyszka von Spinne auf der X. Kunstausstellung der DDR in Dresden gezeigt. Das schlug schon hohe Wellen. Erstmals tauchte ein Punk in der offiziellen DDR-Kunstwelt auf.

1983/84 wurden die Protagonisten der ersten Punk-Generation entweder ausgewiesen, zur Armee geschickt oder in den Knast gesteckt. Wie waren eure Erfahrungen mit den staatlichen Organen? Konnte man die Konsequenzen für sein eigenes Tun damals überhaupt einschätzen?

Monique: Das Strafmaß war oft nicht berechenbar, aber es war klar, in welcher Spanne es sich bewegen kann. Es gab Ordnungsstrafverfahren, Hausdurchsuchungen, Erpressungen, Gewaltandrohung, oder tatsächlich Gewalt, bis hin zu Haft. Und dann fielen auch Sprüche, wie: »Ihr gehört vergast« und Ähnliches. Das war keine Ausnahmerecheinung.

Fozzy: Es mußte auch kein Anlaß dagewesen sein. Das hieß dann: »Kommen 'se mal mit, zur Klärung eines Sachverhalts.« Bei mir war das besonders einfach. Ich hatte einen »PM 12«, einen Hilfsausweis. Damit durfte

man den Bezirk nicht verlassen und war quasi Freiwild. Wenn dich ein Polizist antraf, haste garantiert ein paar Stunden auf irgendeiner Wache zugebracht.

Spinne: Es kam vor, daß wir wegen einer Lappalie um Mitternacht einkassiert wurden. Wir mußten uns ausziehen und die Haare waschen. Dann standen wir alle acht Stunden mit gespreizten Beinen an der Wand, bewacht von zwei Hunden. Die Willkür hatte Methode. Ab '83 hab ich einige Zeit in Berlin verbracht um mal etwas Abstand zu bekommen. Die hatten mich ziemlich auf'm Kieker. Es war so eine Gradwanderung: mit einem Bein hast du immer im Gefängnis gestanden.

Vom vielzitierten »gesellschaftlichen Stillstand« der achtziger Jahre kann heute keine Rede mehr sein. Es gibt Reibungspunkte zuhauf. Trotzdem findet eine aufbegehrende jugendliche Protestkultur nur selten statt. Wo seht ihr die Gründe dafür?

Monique: Du hast dich ja damals in einem abgesteckten System mit wenig Möglichkeiten bewegt, aber dort hast du dir das Maximum geholt. Und dieser eroberte Raum war mehr wert als das, was heute bleibt, in dieser scheinbaren Offenheit.

Spinne: Man kann das nur genauso machen, wie wir es gemacht haben: positive Aneignung. Wenn ich einen Raum brauche, dann nehme ich mir den Raum und mach dort das, was ich machen möchte, was mir wichtig ist, was mich vorwärts treibt.

Monique: Das Schwierige ist ja heute, überhaupt an den Punkt zu kommen, wo man was Eigenes herausbilden kann, ohne daß es sofort vom Markt vereinnahmt wird. Damals war jeder eigene Gedanke was Neues, was Frisches. Es geht ja darum, die eigene Persönlichkeit herauszubilden. Heute kannst du alles sein und es interessiert überhaupt keinen mehr. Es fehlt die vorantreibende Reibung und Auseinandersetzung.

Fozzy: Vielleicht hat es aber auch damit zu tun, daß wir heute älter sind und die Jugend nicht mehr verstehen können oder müssen. Sie können sich mit ganz anderen Sachen beschäftigen und sind auch schon viel weiter. Wenn du heutzutage zwölf Jahre alt bist, machst du dir einen Iro, haust für ein Jahr ein bißchen auf die Kacke, und dann kiffst du dich halb tot, und dann bist du 14 und hast schon das durch, wofür andere 20 Jahre brauchten.

Interview: Thomas Putz





Foto: Gabriele Kachold



1986, Hans P. Szyszka, SPINNE • • • • •



Foto: Gabriele Kachold, Monique Förster

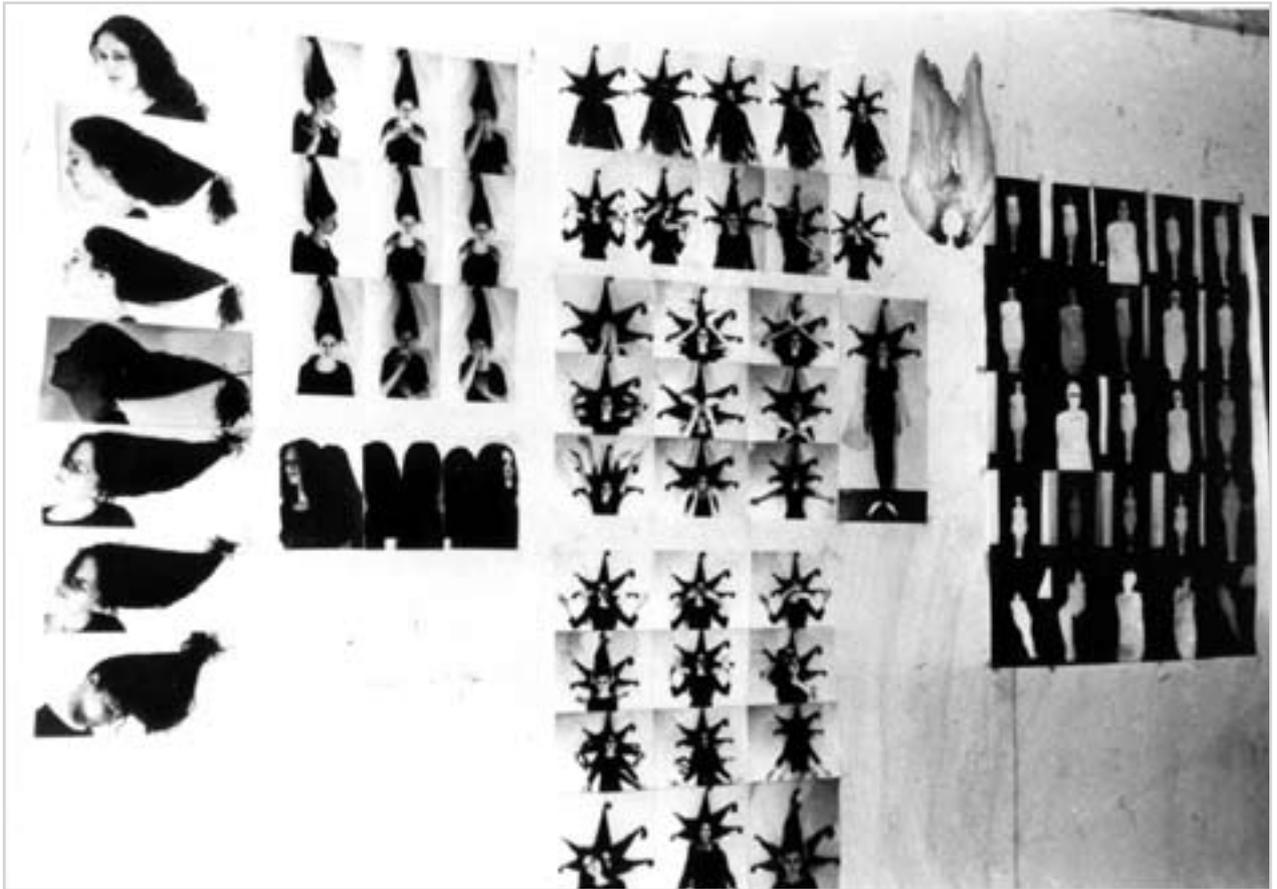


Foto: BStU

1984, Ausstellungsansicht NO ART, Kürschnergasse 7

die wahrheit über mein pferd.

Von Till Bender

In meiner Küche steht ein Pferd. Es ist ein Dalapferd oder – wie es in seiner schwedischen Heimat genannt wird – ein Dalahäst. Es ist etwa sieben Zentimeter hoch, aus Holz und, wie meines Wissens alle Dalapferde, die je das Dalapferdwerk in Nusnäs oder ein anderes verlassen haben – abgesehen von Sattel, Zaumzeug und Mähne –, rot. In meiner Küche steht es, weil Dalapferde für mich nur im Zusammenhang mit dem Film »Kitchen Stories« Sinn ergeben.

Als das »Rot-und-Schwarz«-hEft angekündigt wurde, brannte mir noch nicht direkt ein Beitrag zu dem Thema unter den Nägeln. Also setzte ich mich eines späten Abends an meinen Küchentisch, stellte das rote Dalapferd auf die weiße Tischplatte, sah es an und wartete ab, ob sich vielleicht eine zündende Idee einstellen würde. Es zündete nichts. Aber etwas schmolz: die Sicherung, die unter anderem für meine Küchenlampe zuständig ist. Peng, und ich saß im Dunkeln. Mein erster Gedanke war, das geht ja gut los. Während ich darüber nachdachte, welches der kürzeste bzw. ungefährlichste Weg zu einer Kerze wäre, gewöhnten sich meine Augen allmählich an die neuen Lichtverhältnisse, die angesichts des äußerst schwachen Schimmers, der von einer Straßenlaterne her durch die Lamellen meiner Jalousien in den Raum sickerte, kaum diese Bezeichnung verdienten, und als nächstes dachte ich, was geht hier vor? Mein Dalapferd hatte spontan die Farbe gewechselt. Ich wußte, daß es rot war, aber ich sah, daß es jetzt schwarz war.

Diese plötzliche Veränderung fand ich ebenso vernünftig wie verwirrend, obwohl nun eigentlich wirklich nichts passiert war, was ich nicht schon unzählige Male erlebt hatte. Manche Sachen fallen einem eben erst auf, wenn man was darüber schreiben will.

Ich tauschte die Sicherung gegen eine neue aus, das Licht ging wieder an, das Pferd war wieder rot. Dann suchte ich einige Gegenstände für ein kleines Experiment zusammen: eine Flasche Ketchup, Band 1 des Marxistisch-Leninistischen Wörterbuchs der Philo-

sophie, meinen Weihnachtsmann-Mantel (das wäre noch mal eine ganz eigene Geschichte) und das rote hEft vom April 2005. Ich drapierte alles auf meinem Küchentisch um das Dalapferd herum und knipste gespannt das Licht aus: alles schwarz!

Wie sieht das aus: Sind Weihnachtsmann-Mäntel und Ketchup auch im Dunkeln rot? Ich blätterte in ein paar Büchern und fand erfreulich eindeutige Antworten. Sie sind es nicht. Die Farbe, die eine Sache hat – zu haben scheint –, ist keine Eigenschaft dieser Sache.

Das Rot, Blau oder Gelb von roten, blauen oder gelben Dingen ist nicht bei den Dingen zu finden, sondern bei dem Betrachter, der diese Dinge als rote, blaue oder gelbe erkennt.

Was man beispielsweise über mein Dalapferd lediglich sagen kann, ist, daß es auf seiner Oberfläche eine Substanz trägt, die ganz bestimmte Absorptions- und Reflexionseigenschaften besitzt. Das von der Sonne, von meiner Küchenlampe oder von der Straßenlaterne vor meinem Küchenfenster ausgestrahlte weiße Licht setzt sich zusammen aus Lichtwellen, die unterschiedliche Wellenlängen haben. Einige Wellenlängen nehmen wir als rot wahr, andere als orangen, gelb, grün usw., und die Substanz, mit der mein Pferd lackiert wurde, reflektiert eben die Wellenlängen des roten Lichts und absorbiert die anderen.

Folglich ist mein Dalapferd bestenfalls unter ganz bestimmten Umständen rot, und zwar dann, wenn jemand es bei ausreichend weißem Licht ansieht. Und somit muß mein Satz von weiter oben »ich wußte, daß es rot war, aber ich sah, daß es jetzt schwarz war«, korrigiert werden: Ich erinnerte mich, daß ich es als rotes Pferd kannte, aber jetzt war es schwarz.

Nun werden solche Fälle, in denen das, was man zu wissen glaubt, abweicht von dem, was man zu sehen meint, von gewissen Gesinnungsskeptizisten gerne als Beweis für die prinzipielle Pflicht des Menschen herangezogen, sich von dem, was er weiß, gleich wieder zu distanzieren und jeden Satz mit »meiner Meinung

Stendhal: Le Rouge et le Noir. Chronique du XIX^{ème} siècle | *chapitre premier: une petite ville* | La petite ville de Verrières peut passer pour l'une des plus jolies de la Franche-Comté. Ses maisons blanches avec leurs toits pointus de tuiles rouges s'étendent sur la pente d'une colline, dont des touffes de vigoureux châtaigniers marquent les moindres sinuosités.

nach«, »mir scheint« oder »soweit ich es beurteilen kann« zu beginnen: »Wenn du nicht mal sicher sein kannst, daß ein rotes Pferd wirklich rot ist, wie kannst du dir dann überhaupt jemals anmaßen, irgendeine Aussage über die Welt als wahr zu behaupten!« – es ist wichtig, sich nicht entgehen zu lassen, daß dieser Satz mit einem Ausrufezeichen endet und nicht mit einem Fragezeichen. Solche Angriffe auf den menschlichen Geist sind nicht nur lästig, sondern auch lustig, denn hier wird die erkenntnistheoretische Entsprechung eines vorwärts gesprungenen Saltos rückwärts in die eigene Hosentasche vorgeführt. Wer so etwas sagt – und womöglich noch mit Nachdruck –, sagt mit anderen Worten: »Ich habe herausgefunden, daß es unmöglich ist, wirklich etwas herauszufinden, man kann sich nie sicher sein, und ich bin mir meines Urteils in dieser Frage so sicher, daß ich weiß, du irrst dich, wenn du etwas anderes behauptest.«

Ich weiß wirklich nicht, wie es jemand, der sich sicher ist, daß mit nichts verlässlich wissen kann, fertigbringt, mit jemandem über diese Frage zu streiten. Die einzige Möglichkeit, eine solche Position glaubwürdig zu vertreten, bestünde wohl darin zu sagen: »Ob man etwas wissen kann oder nicht, das weiß ich doch nicht. Aber vielleicht weiß ich es doch – keine Ahnung!«

Und wenn ich mich darüber wundere, daß mein Pferd mal rot ist und mal nicht, und wenn ich dann dieses Rätsel beforsche und dabei lerne, wie das mit weißem Licht, Wellenlängen und Absorption und Reflexion zusammenhängt, dann habe ich herausgefunden, woher der Effekt, den ich eben noch so verwirrend fand, kommt, und weiß jetzt Bescheid über die Sache: verwirrt – nicht verwirrt.

Eine literarische Stellungnahme zu diesem Thema kommt überraschenderweise von einem Fuchs. Sie steht in einem Buch, bei dessen Titel ich schon immer ganz leichtes Nackenhaarzucken bekomme – und zwar wahrscheinlich völlig zu Unrecht. Ich habe es vor sehr langer Zeit gelesen, und ich glaube, es hat mir damals gut ge-

fallen. Aber immer, wenn ich an das Buch denke, sehe ich eine bestimmte Art von Bücherregal vor mir, auf dem dieses Buch steht, neben den anderen Büchern, die bei all den Leuten im Regal stehen, die sonst keine Bücher haben: »Das Parfüm«, »Die Säulen der Erde«, das Buch zum Film »Der Herr der Ringe« ... und eben »Der kleine Prinz«. Und die Bücher auf diesem Regal stehen alle ganz an die Wand geschoben, so daß man auf die Fläche zwischen Buchrücken und vorderer Regalkante noch allerlei schaurige Nippesfiguren stellen kann, eine Schwanenfamilie aus geschliffenem Kristall, einen witzigen schlüpfrigen Gartenzwerger, und bei den Schwedenfans steht dann da wahrscheinlich auch noch ein Dalapferd. Ich weiß, das ist unmöglich von mir, aber ich habe auch nie behauptet, völlig frei von jeder Spur von Snobismus zu sein. Wie auch immer, der Fuchs verrät dem kleinen Prinzen das Geheimnis: »Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.«

Mir behagt das nicht nur deswegen nicht, weil dieser Satz oft in einem salbungsvollen, nachsichtigen Ton mit mildem Glanz in den Augen zitiert wird, von Leuten, die soeben bemerkt haben, daß ihnen die Argumente für ihren ganz und gar beknackten Standpunkt ausgegangen sind und jetzt mal wieder ihre ganze Borniertheit auf die arme alte Herzmetapher abwälzen, sondern auch, weil ich das Gefühl nicht loswerde, daß der Satz weit weniger verbindlich ist, als er zunächst scheint. All die freundlichen Dinge, die mit offenen Augen, also mit klarer Sicht auf die Welt zusammenhängen – Unvoreingenommenheit, die Bereitschaft, die Welt so zu sehen, wie sie ist, und nicht so, wie man sie sich wünscht, werden vom Fuchs erst mal für nichtig erklärt. Auf der anderen Seite wird das Herz von ihm mit einer Autorität ausgestattet, die ich bedenklich finde, zu viele Geschichten habe ich schon gehört von Leuten, die die aberwitzigsten Sachen gemacht haben, weil sie ihrem Herzen gefolgt sind, einem Herzen, das voll war von Angst, Neid, Haß und irrationalen Traumbildern.

.....

Le Doubs coule à quelques centaines de pieds au-dessous de ses fortifications bâties jadis par les Espagnols, et maintenant ruinées. Verrières est abritée du côté du nord par une haute montagne, c'est une des branches du Jura. Les cimes brisées du Verra se couvrent de neige dès les premiers froids d'octobre. Un torrent, qui se précipite de la montagne, traverse Ver-

Vom dem Fuchs aus der Literatur ist wohl keine Hilfe beim Auseinanderhalten von Wahrem und Unwahrem zu erwarten – aber die Literatur selber setzt sich mit Leichtigkeit über das Problem hinweg. Der fiktionale Text ist nicht Wahrheit, nicht Unwahrheit, sondern eben Literatur. Am sinnfälligsten läßt sich das erkennen an der Unterscheidung zwischen dem Autor und dem Erzähler. Wenn in einem Roman der Satz steht: »Den Mai 2002 verbrachte ich im schwedischen Tätort Nusnäs«, und ein Leser hat den Autor in jenem Mai zufällig beim Einkaufen in Gotha gesehen, dann hat er den Autor selbstverständlich nicht bei einer Lüge ertappt, denn das »ich« in dem Roman bezeichnet gar nicht den Autor, sondern eine Figur des Romans, auch dann, wenn sie dem Autor vielleicht durchaus ähnelt und sie einige Gemeinsamkeiten mit ihm haben kann. Jeder weiß das, trotzdem kriegen selbst Fachleute es immer mal wieder durcheinander. In Kindlers Literaturlexikon, 1996 (schwarzer Einband, rote Schrift) steht unter »Der kleine Prinz«: »Saint-Exupéry, der leidenschaftlicher Flieger war, macht die Bekanntschaft des kleinen Prinzen nach einer Flugzeugpanne in der Einsamkeit der Wüste.« Also, das möchte ich ja noch mal bezweifeln ...

Natürlich erscheint auch dieser Text im Literatur-Teil einer Zeitschrift, und deswegen habe ich absolut keine Möglichkeit, dem Leser zu versichern, daß ich wirklich ein Problem mit dem »Kleinen Prinzen« habe, denn ich stecke als Erzähler in diesem Text fest. Vielleicht, muß sich der Leser sagen, mag der Autor das Buch, und vielleicht hat er nicht mal ein Pferd in der Küche. Die meisten Leute haben keins.

rières avant de se jeter dans le Doubs et donne le mouvement à un grand nombre de scies à bois; c'est une industrie fort simple et qui procure un certain bien-être à la majeure partie des habitants plus paysans que bourgeois. Ce ne sont pas cependant les scies à bois qui ont enrichi cette petite ville. C'est à la fabrique des toiles peintes, dites de Mulhouse, que

hausordnung.

Von Christoph Steier

Als dann auch Hermann Oden tot in seiner Wohnung lag, blieb der Polizei keine andere Wahl, als sich erneut für die Vorgänge in der Salinenstraße zu interessieren. Dabei sprach alles für einen Unfall. Aber seit das marode Gebäude in dem zusehends entvölkerten Abbruchviertel ins Gerede gekommen war, stand das Präsidium unter genauer Beobachtung der lokalen Presse.

Es war erst halb neun, aber die Journalisten warteten schon vor dem Haus, als die beiden Ermittler eintrafen. Roth war alles andere als begeistert gewesen, als ihn Schwartz aus dem Bett geklingelt hatte. Sie hatten ihre erfolglose »SoKo Saline« erst in der Woche zuvor aufgelöst und den Anpfiff des Staatsanwalts noch nicht ganz verdaut. Dementsprechend zerknittert drängten sie sich wortlos an der Meute vorbei in den wohlbekanntem Flur. Das kühle, gepflegte Treppenhaus stand in merkwürdigem Kontrast zu der angeschlagenen Fassade.

Die Tür zu Odens Wohnung im ersten Stock war nur angelehnt. Durch dem Spalt drang schwere, verbrauchte Luft auf den Flur. Der Tote lag neben dem Bett, über dem ein umgefallener medizinischer Apparat in die Luft ragte. Die Schläuche, durch die Oden mit dem Gerät verbunden gewesen war, hatten sich gelöst und lagen auf dem Teppich.

Wäre nicht vor zwei Wochen die Sache mit Minchen und Karl Sebold passiert und hätte die Presse nicht erneut gegen die AG aufgebracht, hätte sich der Fall für Roth und Schwartz mit der Befragung des in der Nachbarwohnung wartenden Pflegers erledigt. Oden war achtzig, ein tragischer Unfall. So aber mußten, um der Presse nicht leichtfertig Angriffsfläche zu bieten, auch die beiden verbliebenen Nachbarn befragt werden. Die Beamten traten zurück auf den Flur.

Borgwart. Über dem vergilbten, kaum mehr lesbaren Klingelschild hing ein zweites, getöpfungtes Schild.

Hans Borgwart. Zwischen Vor- und Nachname klaffte eine Lücke, als sei ein Name entfernt worden.

Roth, der ältere der beiden Ermittler, erinnerte sich sofort an den sehnigen Rentner mit dem dichten Bürstenschnitt. Borgwart hatte ihnen im Fall Sebold ausführlich Auskunft über die Verhältnisse im Haus erteilt. Roth meinte sich zu erinnern, daß Borgwart früher Förster im Harzer Grenzstreifen gewesen war, aber er konnte sich irren. Borgwart bat die Beamten in die Küche, wo er sie mit Kaffee versorgte und über die Ereignisse des Morgens informierte.

Alarmiert durch den Aufschrei des Pflegers er sei gegen sieben in die Nachbarwohnung geeilt. Wie die Beamten ja sicher noch wußten, habe im Haus jeder von jedem einen Schlüssel, man halte schließlich zusammen. Seit dem Kampf gegen die AG sei das Gemeinschaftsgefühl noch stärker geworden. Und gerade auf Oden habe er, Borgwart, seit dessen Rückkehr aus dem Krankenhaus, ein besonderes Auge gehabt. Eine Tragödie, der Nachbar hätte noch mindestens zehn Jahre gelebt. Natürlich im Haus. Ins Pflegeheim müsse hier niemand. In der Nacht habe er leider nichts gehört, da er wegen des durchdringenden Brummens von Odens Beatmungsgerät Ohropax verwende. Das habe ihm jedoch nichts ausgemacht. Überhaupt sei es ja traurig, wie sich die Menschen heutzutage aus kurzzeitigem Egoismus um die Freuden der Nachbarschaft brächten.

Schwartz, der Assistent, war unterdessen zum Fenster getreten und blickte hinunter in den Hof. Hinter der gepflegten Oase klaffte eine endlose Baulücke.

»Schön haben Sie es hier.«

»Ja«, antwortete der hinzugetretene Rentner, »mit ein bißchen Aufwand kann man es sich überall gemütlich machen.« Er deutete mit dem Kinn auf die Pinnwand über dem Tisch. Eine ausgebleichte Luftaufnahme zeigte einen sandigen, an den Rändern von schwarzem Wald gesäumten Streifen. Da habe er früher gewohnt. »Hier, das Forsthaus.« Borgwart tippte auf

.....

l'on doit l'aisance générale qui, depuis la chute de Napoléon a fait rebâtir les façades de presque toutes les maisons de Verrières. A peine entre-t-on dans la ville que l'on est étourdi par le fracas d'une machine bruyante et terrible en apparence. Vingt marteaux pesants, et retombant avec un bruit qui fait trembler le pavé, sont élevés par une roue que l'eau du torrent

einen mit Kuli markierten Fleck.

Als Borgwart den Polizisten kurz darauf die Tür öffnete, schlüpfte eine zottelige Katze aus der Wohnung des Toten zu ihm herüber. Er nahm sie auf den Arm und verabschiedete sich von den Beamten. Schwartz wandte sich nach oben, um Scharnowski, den anderen Mieter, zu befragen. »Das machen Sie schon«, brummte Roth und trat den Weg nach unten an.

Draußen warteten die Journalisten tatenlos in einiger Entfernung. Augenzeugen oder Passanten gab es hier nicht, und von Roth war keine Auskunft zu erwarten. Roth zündete sich eine F6 an und starrte auf die mit Schutt und Abfall übersäte Straße. Das Horrorhaus im Schlachthofviertel. Natürlich ließ die Presse sich das nicht entgehen. Aber wann hatte es begonnen?

Mit den Sebolds, die sich vor zwei Wochen aus Angst vor der Zwangsräumung durch die AG mit Rattengift getötet und die Presse auf den Plan gerufen hatten? Die Welle der Entrüstung hatte die AG gezwungen, den jahrelangen Rechtsstreit augenblicklich beizulegen und den verbliebenen Bewohnern Wohnrecht auf Lebenszeit einzuräumen.

Oder hatte alles mit dem grausamen Mord vor anderthalb Jahren begonnen, als der jungverheiratete Armenier in seiner Werkstatt im Hof gestochen scharfe Bilder fand, die seine Frau mit einem anderen zeigten? Ohne zu zögern war der Gehörnte mit dem, was er gerade in den Händen hielt, über den Hof in die Wohnung gestürzt und hatte mit Wagenheber und Schraubenzieher Rache genommen, ehe er sich selbst an der Türklinke erhängte. Der Urheber der Fotos wurde nie ermittelt.

Schwartz kam unverrichteter Dinge zurück. Niemand da. Später im Auto, als sie schon das Tor zum Präsidium passiert hatten, fragte er, der erst ein Jahr dabei war, plötzlich nach der Geschichte der vierten leeren Wohnung. »Nichts Besonderes«, brummte der Alte. »Einfach im Bett gestorben. Annelie Bäumer, vierundachtzig, ist schon zwei, drei Jahre her.« Borgwart habe, wie ver-

sprochen, ihre Katze übernommen. Schon rührend, wie die zusammenhielten.

»Umso tragischer, daß es jetzt einen nach dem anderen erwischt«, murmelte Schwartz und stieg aus dem Wagen.

»Zufall«, sagte Roth unwirsch. Ohne die Presse gäbe es überhaupt keine Ermittlungen.

Wie sehr er sich geirrt hatte, mußte Roth noch am selben Abend einsehen, als es erst die Katze und schließlich den Täter selbst erwischte. Er war dennoch zufrieden, hatte sich doch das ganze Ausmaß des Falls erst mit dessen Lösung gezeigt, die in Gestalt Scharnowskis praktisch vom Himmel gefallen sei, wie Schwartz später anlässlich seiner Beförderung scherzte.

Borgwarts Anruf kam um fünf. Die Katze war tot. Vergiftet, doch eigentlich habe der Anschlag ihm gegolten. Nur durch Zufall habe er den Büchsenfisch nicht selbst verzehrt. Die AG, nun bestehe kein Zweifel mehr. Schwartz beruhigte den Rentner und wies ihn an, die Wohnung nicht zu verlassen, bis er und Roth einträfen. Als sie dann kamen, war schon alles vorbei.

Scharnowski lag mit offenem Schädel und verrenkten Gliedern auf dem Bürgersteig. Aus dem Fenster seiner Wohnung im zweiten Stock wehte eine nikotingelbe Gardine, hinter der, kaum daß die Beamten vorfuhren, Borgwarts blasser Kopf auftauchte.

In der Wohnung stapelten sich die Flaschen, in der Luft hing ein scharfer Geruch. Borgwart saß auf dem Eichentisch des Toten und zitterte. Roth reichte ihm seinen Flachmann und der Rentner begann zu erzählen.

Von plötzlicher Panik ergriffen, die AG könnte auch Scharnowski vergiften wollen, sei er, bewaffnet mit seinem altgedienten Förstermesser, zum Nachbarn hinaufgestiegen. Auf alles gefaßt, habe er die Tür aufgestoßen und die Situation sofort erfaßt: Scharnowski, sichtlich betrunken, habe am Couchtisch gesessen und einige verdächtige Dinge in einer Tüte zu verstauen versucht. Das Rattengift. Die Broschen der verstorbenen Annelie

fait mouvoir. Chacun de ces marteaux fabrique, chaque jour, je ne sais combien de milliers de clous. Ce sont de jeunes filles fraîches et jolies qui présentent aux coups de ces marteaux énormes les petits morceaux de fer qui sont rapidement transformés en clous. Ce travail, si rude en apparence, est un de ceux qui étonnent le plus le voyageur qui pénètre pour

Bäumer. Kein Zweifel. Wie einen Geist habe ihn der Ertappte angestarrt, dann wohl schlagartig die Ausweglosigkeit seiner Lage erkannt und sich wortlos aus dem Fenster gestürzt.

Tatsächlich fand sich wenig später in der Wohnung neben dem Schmuck und dem Rattengift auch ein Teleobjektiv aus NVA-Beständen. Schwartz nahm Borgwarts Protokoll noch in Scharnowskis Wohnung auf, wünschte dem Rentner einen schönen Abend und machte sich auf zum Präsidium, wo Roth für halb sieben eine Pressekonferenz anberaumt hatte.

Borgwart trat ans Fenster und massierte seine rechte Schulter. Nun war es vorbei. Ruhig spiegelte sich die Abendsonne in den Fenstern der verlassenen Häuser. Bald würde es dunkel werden und sein Küchenfenster bliebe das letzte helle Auge in der Nacht. Wie damals im Harz. Vorbei das Brummen von Odens Gerät durch die Wand, das kratzende Trippeln der Katze auf Frau Bäumers Parkett direkt über ihm. Vorbei auch das ewige Poltern Scharnowskis im Flur, der laute Fernseher der Sebolds, das schamlose Stöhnen der jungen Ehebrecherin – all das war jetzt Geschichte.

Zufrieden schaute Borgwart über den sich zusehends verdunkelnden Hof, der ihn nun immer stärker an die einsamen, schattigen Harzer Wälder erinnerte, und knetete noch ein wenig an seiner Schulter. Scharnowski hatte sich heftiger gewehrt als erwartet. Aber auch das war nun Geschichte. Borgwart öffnete das Fenster, schloß die Augen und genoß die klare Abendluft. Endlich Ruhe.

.....

la première fois dans les montagnes qui séparent la France de l'Helvétie. Si, en entrant à Verrières, le voyageur demande à qui appartient cette belle fabrique de clous qui assourdit les gens qui montent la grande rue, on lui répond avec un accent traînard: Eh! elle est à M. le maire. Pour peu que le voyageur s'arrête quelques instants dans cette grande rue de Verrières,

kein kinderweinen.

Von Susanne Rödiger

Rot gerändert sind die Augen des kleinen sechsjährigen Maurice. Er sitzt auf einer Straße, hält mühsam seine staubige Kleidung zusammen und weint. Maurice hat nicht eine Träne im Gesicht, und doch sehe ich sofort, daß er weint.

Kein Weinen, wie es Sechsjährige zuweilen noch aufsetzen, um Spielzeug zu bekommen, kein Weinen, das spontan herausbricht, wenn sie hinfallen, und sich eine Schürfwunde holen. Kein Weinen, das vergeht durch liebevolle Eltern. Kein Kinderweinen.

Nein, in Maurice' schwarzen Augen findet man ein Weinen, das jedem erwachsenen Betrachter Angst macht. Ich sehe mir die kleinen Hände an, die die staubige Hose – oder eher einen Fetzen – umklammern, sehe den kleinen Kinderkopf mit den pechschwarzen Haaren. Und auch die kleinen Schultern, die unter der braunen Haut die Knochen offenbaren. Man sieht Maurice an, daß er kein reiches Kind ist.

Er lebt in einem der Länder, die sie nur schnell in den Tagesnachrichten neben Boris Beckers neuester Liebe und den aufgedeckten Politikerkorruptionen erwähnen. Er lebt in einem der Länder, in denen es viele arme Kinder wie Maurice gibt, mit staubigen Sachen, die wie Fetzen aussehen, und mit knochigen Schultern. Dennoch unterscheidet sich Maurice von vielen dieser

Kinder. Es mag sein, daß er liebevolle Eltern hat, die ihm trotz des materiellen Mangels alles zu geben versuchen. Es mag auch sein, daß er in eine Schule geht, vielleicht gehört er zu den wenigen privilegierten Kindern, die Lesen und Schreiben lernen dürfen. Aber eines, und das sieht man als stünde es in leuchtend roter Farbe in seinen kleinen schwarzen Augen, das hat er nicht mehr, was auch den ärmsten Kindern dieser Welt geschenkt ist.

Dieses Eine, das jeden Betrachter in Kinderaugen glücklich macht, ihn wünschen läßt, selbst noch einmal Kind zu sein. Diese eine Hoffnung, daß es immer weitergeht. Dieses eine Grundvertrauen in die Welt.

Maurice glaubt längst nicht mehr an das Gute in jedem Menschen. Er kann es nicht mehr, weil ihm sein Glaube gestohlen wurde. Er sucht keinen Schutz mehr, nirgendwo, denn er weiß, daß er ihn nirgendwo mehr finden kann. Und er glaubt auch nicht mehr an eine staatliche Sicherheit, weil sie ihm sein Vertrauen nahm.

Ich stehe in einer Ausstellung von Amnesty International zum Thema Folter und sehe mir das Bild des kleinen sechsjährigen Maurice an, der gerade auf offener Straße von zwei männlichen Polizisten vergewaltigt wurde. Ich sehe in seine rot umrandeten Augen, sehe, daß er innerlich weint und nie wieder damit aufhören wird.

qui va en montant depuis la re du Doubs jusque vers le sommet de la colline, il y a cent à parier contre un qu'il verra paraître un grand homme à l'air affairé et important. A son aspect tous les drapeaux se lèvent rapidement. Ses cheveux sont grisonnants, et il est vêtu de gris. Il est chevalier de plusieurs ordres, il a un grand front, un nez aquilin, et au total sa

farbenblind.

Von Fred Stein

Paul sitzt in seinem Lieblingscafé, trinkt einen Milchkaffee und liest den Sportteil der Tageszeitung. Bis zum Vorlesungsbeginn hat er noch eine dreiviertel Stunde zu überbrücken. Er bemerkt, daß sich jemand an den Nachbartisch setzt, ist jedoch zu vertieft in die Zeitung, als daß er hierauf besonders achtete. Erst als er mit dem Artikel zu Ende ist, wirft er einen kurzen Blick zum Nachbartisch. Dort hat offenbar eine junge Frau Platz genommen. Auf den kurzen Blick fällt Paul vor allem das knallrote T-Shirt auf. Eine verliebte junge Frau, die auf ihren Freund wartet, vermittelt der kurze Blick. Paul versenkt sich wieder in die Zeitung. Die Frau bekommt den von ihr bestellten Kaffee. Irgendwie hat Paul den Eindruck, als wollte die Frau seine Aufmerksamkeit wecken. Er reagiert jedoch insoweit nicht darauf, als er gerade von einem Artikel sehr gefesselt ist. Plötzlich spricht ihn die Frau vom Nachbartisch jedoch an.

Paul blickt wieder zum Nachbartisch und ist verblüfft. Die Frau, der er nunmehr seine volle Aufmerksamkeit schenkt, sieht aus wie Angelina Jolie. Es besteht jedenfalls eine auffallende Ähnlichkeit zu ihr. Das kann doch gar nicht sein. Die Frau hatte ihn auf deutsch angesprochen. Sprach Angelina Jolie Deutsch? Paul schaut mit offenem Mund, die Frau muß ihn für geistig zurückgeblieben halten. Sie wiederholt ihre Frage. Endlich findet Paul die Sprache wieder.

»Bitte, was sagten sie?«

»Ich denke, die Zeitung, die sie lesen, ist das hier üblicherweise ausliegende Exemplar. Ich wollte fragen, ob sie mir einen Teil der Zeitung überlassen könnten. Ich bin in Eile und möchte nur kurz nach den Anzeigen schauen. Der Sportteil interessiert mich nicht.«

»Ja, natürlich, bitte schön.« Paul reicht Teile der Zeitung zum Nachbartisch.

Kurze Zeit danach bekommt Paul die Zeitung mit Dank zurück.

Um höflich zu sein, fragt Paul die Tischnachbarin, ob sie gefunden habe, was sie gesucht hatte.

»Nein, die Wohnungsanzeigen befinden sich wohl beim Sportteil.«

»Na, ich kann ja mal die Politik vor dem Sport lesen.« Paul überläßt der Frau den Sportteil, der offenbar auch die Wohnungsanzeigen beinhaltet und blättert in dem Teil der Zeitung, den er zurückerhalten hat.

»Was suchen sie denn für eine Wohnung? Freunde von mir müssen beruflich bedingt umziehen und suchen einen Nachmieter.«

»Wir suchen eine 3-Zimmer-Wohnung in der Altstadt.«

Paul registriert das »wir«. Es war ja klar, daß eine Frau, die aussieht wie Angelina Jolie, einen Lebensgefährten hat, vielleicht einen Marc oder einen Pitt.

»Bei der Wohnung meiner Freunde handelt es sich um eine 3-Zimmer-Altbauwohnung in der Altstadt. Für die hiesigen Verhältnisse sogar sehr preisgünstig. Ich könnte ihnen auch eine Besichtigung ermöglichen, weil ich die Wohnung derzeit infolge Urlaubs meiner Freunde hüte.«

Die Frau vom Nachbartisch setzt sich zu Paul an den Tisch und stellt sich als Magdalena und nicht Angelina vor. Im weiteren Verlauf des Gesprächs beschreibt Paul die Wohnung und Magdalena findet Gefallen an ihr. Man verbleibt so, daß man sich am nächsten Tag wieder in dem Café treffen will, um danach die Wohnung zu besichtigen.

Paul findet sich auch am nächsten Tag wieder in dem Café ein und trifft Magdalena in Begleitung eines etwa 12jährigen Jungen an. Magdalena stellt diesen als ihren Sohn Joachim vor und erklärt, daß die gesuchte

figure ne manque pas d'une certaine régularité: on trouve même, au premier aspect qu'elle réunit à la dignité du maire de village cette sorte d'agrément qui peut encore se rencontrer avec quarante-huit ou cinquante ans. Mais bientôt le voyageur parisien est choqué d'un certain air de contentement de soi et de suffisance mêlé à je ne sais quoi de borné et de peu in-

Wohnung für sie beide wäre.

Paul begrüßt den Jungen, dieser reagiert jedoch in keiner Weise auf den Gruß, lümmelt nur weiter auf seinem Stuhl herum. Paul vermutet, daß der Junge gerade die Flegeljahre durchmacht. Merkwürdig ist jedoch die Aufmachung des Jungen, mit einer großen schwarzen Sonnenbrille und einer roten Mütze, eine etwas extravagante Aufmachung, aber solche findet man bei Jugendlichen ja gehäuft. Paul konzentriert sich wieder auf Magdalena und beachtet den Jungen nicht weiter. Zunehmend wird das Gespräch der Erwachsenen aber durch die Zappeligkeit des Jungen gestört. Paul vermutet Langeweile des Jungen und versucht, diesen weiter zu ignorieren. Ein lautes Rülpsen von Joachim veranlaßt Paul allerdings zu der Bemerkung, daß hier etwas Erziehung gut täte. Hierauf folgt eisiges Schweigen von Seiten Magdalenas. Bis sie zu ihrem Sohn sagt: »Joachim, nimm bitte mal die Brille ab.« Worauf dieser, wie von Paul auch erwartet, nicht reagiert. Magdalena wiederholt ihre Bitte, worauf Joachim die Brille abnimmt.

Nunmehr bemerkt Paul, daß die Augen des Jungen merkwürdig starr blicken und erkennt, daß der Junge offenbar blind ist. Offenbar dient die Brille dazu, dies zu verdecken.

Aber bei genauerem Hinsehen ist dies nicht das einzige Handicap von Joachim. Paul bemerkt nunmehr auch Verhaltensauffälligkeiten in der Motorik von Joachim. Nachdem Paul Joachim genauer in Augenschein genommen hat, bemerkt er, daß er seinerseits von Magdalena beobachtet wird, die nunmehr bemerkt: »Die rote Mütze trägt er, damit er vor Erkältungen geschützt ist und weiterhin Dritte im Straßenverkehr auf ihn aufmerksam werden. Auch soll sie mir ermöglichen, ihn leichter wiederzufinden, wenn er denn mal in einem Gewühl verlorenght.«

Paul fühlt sich zunehmend mieser. Paul entschuldigt sich vielmals, gleichwohl findet die Wohnungsbegehung in eisiger Atmosphäre statt. Man verabredet sich für den nächsten Tag wieder im Café, bis dahin will Magdalena sich wegen der Wohnung entscheiden.

Als Paul beim Café ankommt, sind Magdalena und Joachim schon da. Joachim hat wieder seine schwarze Sonnenbrille und rote Mütze auf.

Paul steuert den Tisch der beiden vor dem Café an und begrüßt sie mit: »Hallo Joachim, hallo Magdalena!« Hierauf folgt Schweigen, dann sagt Magdalena: »Hallo, ich hätte dich beinahe nicht erkannt! Du siehst verändert aus. Irgendetwas ist heute anders an dir.« »Nein«, erwidert Paul, »ich wüßte nicht, was das sein sollte! Aber ich habe euch etwas mitgebracht.«

Paul legt ein Päckchen vor Magdalena und ein weiteres vor Joachim.

Magdalena packt die Päckchen aus, eines enthält eine schwarze Sonnenbrille und eine rote Mütze, offenbar für sie selbst, und das weitere Päckchen einen rot-schwarzen Wollschal, offenbar für Joachim. Angela setzt zögernd die Mütze und Brille auf, die beide passen.

Nach dem der Kellner drei Milchshakes gebracht hat, sitzen sie zu dritt, alle mit großer schwarzer Sonnenbrille und roter Mütze, an dem wunderschönen Herbstnachmittag vor dem Café und trinken Milchshakes. Keiner spricht etwas, alle genießen die Milchshakes und die Sonne.

Paul fragt sich, ob die beiden die Wohnung wohl anmieten werden, denn die Wohnung ist etwas groß für zwei Personen. Er schaut rüber zu Magdalena und sieht nur die große schwarze Sonnenbrille und die rote Mütze, die Magdalena sich tief ins Gesicht gezogen hat.

ventif. On sent enfin que le talent de cet homme-là se borne à se faire payer bien exactement ce qu'on lui doit, et à payer lui-même le plus tard possible quand il doit. Tel est le maire de Verrières, M. de Rênal. Après avoir traversé la rue d'un pas grave, il entre à la mairie et disparaît aux yeux du voyageur. Mais, cent pas plus haut, si celui-ci continue sa promenade, il

start-ziel.

Von Stefan Schütz

oktobersonne rostet
am stahlhimmel. fliegzeuge
mustern den horizont.
sie streifen wie ich
das unglück immer nur
am rand.
mein autopilot ist tot.
ich kreise mit
meinen gedanken, verpasse
die gehbahn, meine beine
sind nicht ausgefahren worden.

.....

aperçoit une maison d'assez belle apparence, et à travers une grille de fer attenante à la maison, des jardins magnifiques. Au-delà, c'est une ligne d'horizon formée par les collines de la Bourgogne; et qui semble faite à souhait pour le plaisir des yeux. Cette vue fait oublier au voyageur l'atmosphère empestée des petits intérêts d'argent dont il commence à être asphy-

retusche.

Von Stefan Petermann

Die schwarzen Flecken, die vor meinen Augen schwirren, gaukeln vor, Mücken zu sein. Auch wenn ich nach ihnen schlüge, würde ich sie nie erwischen. So ist das mit allem im Leben. Besonders mit Schönheit. Wenn ich mich an diesem Ort umblicke: das Gegenteil von Schönheit. Die Plüschsofas, an den passenden Stellen dezent zerfetzt, die zerschlissenen, korbgeflochtenen Stühle auf den dunklen Bodenplatten, an den karminrot gestrichenen Wänden die grellbunten Poster amerikanischer Science-Fiction-Filme aus den 50er Jahren. Aus Maschinen schäumt Milchkaffee und aus zwischen Grünpflanzen versteckten Subwoofern die tiefe Stimme von Amy Winehouse. Hier im Café ist allerhand los. Die Tür geht auf, die Tür schwingt zurück, viele bleiben länger, an Tischen, die Ellenbogen auf den Eichenholzplatten, hocken sie mit krummem Rücken vor ihren tragbaren Computern. Wenn Sommer wäre, säßen wir draußen so nah an der Straße, daß die Auspuffgase der Smarts die Sicht auf die Bildschirme vernebeln würden. Ist jedoch Winter, ist es kalt, die russische Schokolade kann nicht heiß genug sein. Die Zuckerspender sind auch leer. Winter bedeutet nicht keine Sonne. Deshalb tragen viele Gäste Sonnenbrillen, die oft über die dunkel gefärbten Ponys reichen. Es fällt auf, daß das Haar der männlichen Gäste im Mittel einige Zentimeter länger ist als das der weiblichen. Manche klicken, manche scrollen, manche tippen, andere lehnen sich zurück, greifen gedankenverloren nach ihrem Latte Macchiato, nippen, trinken, schlürfen zögernd, fassen den Gedanken und bannen ihn schließlich in ihre Laptops.

Man kann nicht behaupten, es wären häßliche Menschen hier. Aber durchgehend schön ist niemand. Ein Pickel trotz kürzlich gefeiertem 30. Geburtstag, ein pflaumenfarbener Augenring, ein Ekzem, ein Doppelkinn, ein starres Auge, dicht gewachsene Augenbrauen, Lippen voller Schorf, abgekaute Fingernägel, Haare, die sich selbstbewußt aus der Nase schlängeln, Oberarme, wie Mehlsäcke durchhängend, Reste von Waden, die mit Daumen und Zeigefinger umfaßt werden könnten,

fettiges Haar, ein ausgefranster Leberfleck, ein abstehendes Ohr – Kleinigkeiten, die niemand im Detail bemerkt, die jedoch den Gesamteindruck prägen und ihn schließlich besudeln.

Das einzig wahre Schöne hier an diesem Ort liegt auf einem kleinen Beistelltisch. Eine landesweit erscheinende Illustrierte; die Titelgeschichte verspricht die Offenbarung der letzten Geheimnisse natürlicher Homöopathie. Eine mandeläugige Schönheit – das zarte Lächeln unergründlich, die Wangenknochen erheben sich über die makellose Haut ihres Gesichts – blickt in eine Kristallkugel, durch welche der Betrachter einen verzerrten Ausschnitt auf den Ansatz ihres Busens erhaschen könnte, wenn er dorthin blicken würde, wenn nicht die katzengrünen Augen ihn gefangennehmen würden.

Ich habe diese Frau erschaffen, ihr Bild geformt, den Zauber gestaltet, einen Zauber, den niemand benennen kann. Er ist einfach da und wirkt. Meine Arbeit liegt in jedem Heim. Das Titelblatt der Fernsehzeitschrift mit der Seriendarstellerin, das Cover der CD der britischen Independent-Band, die das Lied für diese Arztserie geschrieben hat, der Umschlag des neuen Bestellers des spanischen Erfolgsautoren über ein Sanatorium während der Francodiktatur, Tim Mälzer Suppe abschmeckend auf einem Kochbuchtitel, die sympathische Landwirtin auf dem Etikett des Biotomatenaufstrichs, die glückliche Familie, die in den kostenlosen Postwurfsendungen auf preisgünstigem Gartenmöbel einen sonnigen Tag im Grünen begeht.

All das ist mein Werk. Ich retusche, vulgo manipulierte Bilder. Wie in diesem Augenblick. Der Laptop auf meinem Knien vibriert geflissentlich, Wärme durchströmt meinen Körper und ich bin dankbar dafür, hier sein zu dürfen und helfen zu können, diese Welt ein winziges Bißchen wunderschöner zu machen. Auch wenn es nur die schmierige Titelseite eines Schundblatts für Teenager ist, das ein großer Medienkonzern nur zu dem einzigen Zweck gegründet hat, um seinen

xié. On lui apprend que cette maison appartient à M. de Rênal. C'est aux bénéfices qu'il a faits sur sa grande fabrique de clous que le maire de Verrières doit cette belle habitation en pierre de taille qu'il achève en ce moment. Sa famille dit-on, est espagnole antique, et, à ce qu'on prétend, établie dans le pays bien avant la conquête de Louis X. Depuis 1815 il rougit

etablierten Konkurrenten einige Prozente abzujagen. Exkremente in Hochglanz, meine Aufgabe ist, sie strahlen zu lassen. Also beseitige ich die Spuren der abgebrochenen Entziehungskur im Gesicht einer Jungschauspielerin, die als Kinderstar begann und nun millionenschwer und ein Wrack ist. Es ist nicht so schwer, hübsche Menschen wie Göttinnen erscheinen zu lassen, nicht mal mühsam, häßliche Menschen in Angesichter zu verwandeln, die als Vorbilder für ganze Jahrgänge von Schulabbrecherinnen gelten.

Behende führe ich die Maus, addieren meine Finger Tasten zu Kombinationen, aus denen sich Aktionen ergeben, die zu Schönheit führen. Auf meinem Bildschirm ein nachlässig ausgeleuchtetes Porträt des ehemaligen Kinderstars, ein Schnappschuß nur, welchen es zu optimieren gilt. Das Weiße der Augen muß so kalkweiß wie möglich strahlen, die Iris muß als smaragdgrüner, meeresblauer, haselnußbrauner Lichtblitz durch die dunkle Nacht zucken. Die Augenbrauen verschiebe ich leicht nach oben, füge eine zusätzliche Kurve ein, verleihe so dem gelangweilten Mienenspiel einen Hauch leoparden gleicher Eleganz, zupfe virtuelle Härchen. Niemand mag dichte Augenbrauen. Die Zähne haben die Farbe einer abgegriffenen Sonne, auch sie müssen kalkweiß werden. Lücken fülle ich mit den Kopien intakter Zähne auf und versehe sie nach Möglichkeit mit einem weichen, keimfreien Strahlen. Die Konturen der Lippen werden geschärft, die obere Lippe pumpe ich auf, so erscheint sie voller, auch hier darf ein leichter, glossiger Glanz nicht fehlen. An der Nase feile ich ausdauernd. Kleiner muß sie werden, die Andeutung eines Höckers muß radiert werden, die geröteten Nasenlöcher verschwinden genauso wie die Hautunebenheiten auf dem Nasenrücken. Alle Poren werden beseitigt, die Tränensäcke, die Schatten im Gesicht, unter ihren Wangen, an ihren Ohren. Sie trägt ihr Haar dunkel, also treibe ich die Farbe ins Extrem. Blond wäre besser, blond wäre am besten, doch blond war sie in der letzten Saison. Dafür fülle ich die Haarlücken auf, lasse einen Haarbüschel ihrer linken

Seite über ihre rechte Schulter hängen. Je voller das Haar, desto mehr Sexualität, desto mehr Hände, die nach der Zeitschrift greifen und sie vollfetten. Mit einigen Klicks wird ihr Gesicht dünner, viel dünner, als tausend Jahre Rehabilitationszentrum das schaffen könnten. Den Teint wedle ich farbig nach, pfirsichfarben erzählt er von nie vergehender Jugend, in einem fruchtbaren Rot glänzen ihre Wangen wie Äpfel zur besten Erntezeit. Rot, rot, dann schwarz, schwarz wie ein Schatten, der den Busen vergrößert. Geschickt gesetzt verdoppelt sich das Busenvolumen in Sekundenbruchteilen allein durch die Wegnahme von Licht. Auch dorthin fällt ein Teil des verlockenden Rottons. Im Zusammenspiel mit dem nun kurvenreichen Bauch ergibt sie nun fast das Bild eines elfenhaften Engels, welcher schier birst vor sinnlicher Begierde. Trotzdem bin ich kurz versucht, einfach den linken Teil ihres Gesichts auf die rechte Seite zu kopieren. Symmetrie ist alles. Je deutlicher sich Gesichtshälften von einander unterscheiden, desto unansehnlicher werden sie, desto wahrscheinlicher die Vermutung, es könne sich um einen häßlichen Menschen handeln. Mit solchen hat niemand gern zu tun.

Am Ende bin ich sehr zufrieden. Der drogenabhängige Ex-Kinderstar auf dem Titelblatt der Teenagerzeitschrift strahlt hell wie ein Stern. Das ist die prachtvolle, mit Katzensgold verzierte Pforte zu einem schäbigen Verschlag, in dem es nach Verfall riecht und der von Wegelagerern bewohnt wird, die Teenager mit falschen Versprechungen durch die schwierige Zeit der Pubertät führen soll. Aber das ist nicht mein Problem. Ich bin für die Maske verantwortlich und niemals blicke ich dahinter.

Im Café noch eine ähnliche Anzahl von Menschen. Andere mittlerweile, auch wenn sie das Gleiche tun. Immer noch Laptops, immer noch koffeinhaltige Getränke, noch immer eine augenzwinkernde Schlampigkeit in ihren Gesten, Kleidungsstücken, unbeobachteten Momenten. Jetzt, da meine Arbeit beendet ist, stößt mir die Szenerie auf. Abgeschmackt, dreimal aufgewärmt und

d'être industriel: 1815 l'a fait maire de Verrières. Les murs en terrasse qui soutiennent les diverses parties de ce magnifique jardin qui, d'étage en étage, descend jusqu'au Doubs, sont aussi la récompense de la science de M. de Rênal dans le commerce du ter. Ne vous attendez point à trouver en France ces jardins pittoresques qui entourent les villes manufacturières

vermutlich tausend Duplikate davon zur Zeit im Land. Draußen läuft jemand mit einem Buckel als Rücken vorbei. Automatisch drücke ich meinen Rücken durch. Doch wie oft passiert so etwas schon? Wie oft läuft ein Krüppel an mir vorbei? Deshalb ist die Wahrscheinlichkeit hoch, später selbst als Krüppel mit Buckel zu enden. Auch das ärgert mich. Wenn ich es recht bedenke, gibt es unglaublich viel, was mich verärgert. Vieles davon ist auf Bildern festgehalten. Der Geburtstag vor 30 Jahren, an dem ich anstatt der Carrerabahn einen gestrickten Schal bekam. Und dennoch unbekümmert in die Kamera lächeln mußte. Mein Vater, der Arsch, den Arm um meiner Schulter in dem Jahr, als er uns verließ. Mein Stiefvater, der Arsch, den Arm um meiner Schulter in dem Jahr, als ich herausfand, daß er meine Mutter schlägt. Oder die Polaroids von der Feier am Bootshaus. Erbrochen habe ich mich, wie so viele an diesem Abend, aber niemand über die Hosen der großen Liebe. Ein Königreich für kein Polaroid vom fassungslosen Ausdrucks ihres Gesichts. In loser Folge die Bilder von Rosa, die ihren Höhepunkt finden, als sie das Messer durch die Hochzeitstorte drückt, ihren zweiten Höhepunkt, Rosa im Bett mit Moritz, sie noch erschöpft von der Geburt, er noch die Augen geschlossen und ihren Tiefpunkt, Rosa im Bett mit Hajo, sie noch erschöpft vom Beischlaf, er noch die Augen geschlossen, mit besten Grüßen hat sie mir das Bild geschickt. Dann ich, wie ich Freunde belästige, bei ihnen nächtige, für wenige Tage nur, meine Kleidung zerschlissen wie das Futter der Sofas hier im Café, ich im Supermarkt, die Hand an Raviolidosen, ich auf dem Revier, die Hände von mir gestreckt, ein Foto für die Kartei, schließlich kaum noch Fotos, weil Kameronas mit Zigaretten nicht zu ertauschen sind.

Doch das macht nichts. Das ist nicht schlimm. Nur eine endlose Sequenz von Bildern. Wenn jemand weiß, wie diese zu optimieren sind, dann bin ich das. Das sind meine Bilder, daraus mache ich, was ich will. Da

verschwindet die Hand meines Stiefvaters von meiner Schulter und mein Stiefvater und mein Vater und meine Mutter, die beide in ihr und mein Leben gelassen hat. Das Erbrochene auf der Hose meiner ersten großen Liebe wird ausradiert, nur meine große erste Liebe bleibt, bis mir aufgeht, wie leichtfertig sie mich und unsere Zukunft verraten hat und dann verschwindet auch sie vom Polaroid. Hajo wird aus dem Bett neben Rosa entfernt, das Bett wird entfernt, der erschöpfte, viel zu glückliche Ausdruck in Rosas Gesicht. Rosa an sich erfordert aufmerksames Arbeiten, sie ist auf vielen Bildern zu finden. Doch ich muß mir Mühe geben und konzentriert nachtuschen, bis nichts mehr von ihr übrig bleibt. Ich habe die letzten Monate damit zugebracht, am Ende fühle ich mich erleichtert, zehn Kilo verloren und dreißig Jahre retuschiert.

So ist das. Mein Job. Wenn ich mich nach vorn beuge, tauche ich in den Glanz von Sonnenstrahlen ein, wenn ich meinen Rücken gegen die Fensterscheiben drücke, spüre ich am Glas die Winterkälte. Von beiden etwas wäre gut. Ich schaue mich um. Hier im Café gäbe es einiges zu optimieren. Die geschmacklosen Filmplakate, die verwelkten Grünpflanzen, das komplette Interieur bittet mich, bettelt mich um Hilfe an. Die Gäste, männlich wie weiblich. Die Warzen, der Schorf, die Ekzeme, die Asymmetrie, die aus dem Gleichgewicht geratene Perfektion. Wedele unreine Haut ab, koloriere Zähne, entferne suppentellergröße Sonnenbrillen, Augen blicken mich fragend an, entferne die Augen, die Gesichter, die Körper, die Stühle, die Tische, die Speisekarten, die Pflanzen, den Subwoofer, die Milchgetränke, die Milchgetränkeautomaten, die Menschen. Am Ende ist alles, was bleibt, karminrote Tapete und schwarzer Bodenbelag, ein leerer, optimierter, perfektionierter Raum, noch im kleinsten Detail stimmig, ein Raum, in dem sich wunderschönes Sonnenlicht bricht, ein Raum, in dem nur ich noch bin.

de l'Allemagne, Leipzig, Francfort, Nuremberg, etc. En Franche-Comté. plus on bâtit de murs, plus on hérisse sa propriété de pierres rangées les unes au-dessus des autres, plus on acquiert de droits aux respects de ses voisins. Les jardins de M. de Rênal, remplis de murs, sont encore admirés parce qu'il a acheté au poids de l'or certains petits morceaux de terrain

mein leben mit che.

Von Johannes Lange

Stell dir einen richtig großen Fluß vor. Ein reißen-der Gebirgsstrom, genährt von tausenden Gletschern. Ein Fluß, der alles in sich aufnimmt, unweigerlich und unbarmherzig, nichts kann ihm entkommen. Stell dir die Gesellschaft als diesen Fluß vor. Und jetzt stell dir einen Angelhaken in diesem Fluß vor, dann weißt du, wie ich mich selbst damals sah.

Nach dem Abitur stand mir die Welt offen. Aus unzähligen Türen wählst du eine aus und – egal, was du tust – es ist immer die richtige Tür, bis du erkennst, was dahinter ist. Egal, ob du an der Abzweigung nach rechts oder links gehst, alle deine Wege führen nach Rom, es gibt nur den direkten und den Umweg. Und das Gras ist auf der anderen Seite immer grüner.

Ich hatte also Abitur und die erste große, wichtige Phase meines Lebens hinter mir. Und wie jeder Abiturient – fast jeder – fühlte ich mich groß und verstand die Welt. Ich hatte die Lösung für jedes verdammte Problem. Hunger, Krieg, Ungerechtigkeit; hätte man mich gefragt, ich hätte für alles einen Plan gehabt.

Che Guevara hing über meinem Bett. Diese rote Fahne mit der schwarzen Silhouette des Helden. Viva la fucking Revolution!

Wenn deine Freundin dich verläßt, weil du alles versaut hast – nimm einen Schnaps.

Ich bin ausgezogen, alles zu machen, was ich in der Schule nie machen konnte. Ich bin ausgezogen, die Lehrer zu vergessen. Die Idioten, die mich Sachen lehren wollten, die ich gar nicht wissen wollte. Ausgezogen aus meiner Eltern Haus in die große, weite Welt, für die ich fast schon überreif war. Ausgezogen, die Freiheit zu spüren. Ausgezogen, um von Rom wegzugehen – ich wollte da nicht hin. Um der Angelhaken zu werden. Dieses Gefühl war das schönste, was ich je in meinem Leben hatte. Eine Kontemplation, entstanden aus zu viel Selbstbewußtsein und der schwarz-roten Flagge über meinem Bett. Che und ich.

Wenn du in einer Kellerwohnung mit zwei Zimmern und einem Fenster lebst – nimm gleich zwei Schnäpse.

Das erste, was ich tat, als ich ausgezogen war, war, mich tätowieren zu lassen. Ein roter Stern mit Ches schwarzer Silhouette auf dem linken (natürlich links!) Schulterblatt. Das zweite, was ich tat, als ich ausgezogen war, war, mir einen Studienplatz zu suchen. Irgendwas Soziales mit Chancen auf Arbeit in Afrika oder sonst wo.

Das dritte, was ich tat, war, mich exmatrikulieren zu lassen. Und dann verläuft sich irgendwie alles. Ich bekam Geld vom Staat und meine Eltern dachten, ich studiere noch. Also schickten sie mir Geld, wenn ich ihnen schrieb, ich bräuchte welches. Anfangs nur alle zwei Monate. Später dann immer öfter. Wenn dich dein Vater verstößt, weil er dich für einen Versager hält – ein Whisky wäre wohl angebracht.

Mit meiner schwarz-roten Flagge bin ich demonstrieren gegangen. Atomenergie, G8, Kapitalismus, Globalisierung. Mit schwarzen Kapuzen zwischen schwarzen Kapuzen unter denen irgendwelche Punks steckten. Nur um das mal zu sagen: Wenn du Polizist bist und bei einer Demonstration den ersten Stein abbekommen hast – der war von mir, schöne Grüße zurück.

Ich war für mich der Allergeilteste. Ich wußte alles, konnte alles, hatte alles – alles, was ich wollte. Später nur noch alles, was ich brauchte. Dann irgendwie gar nichts mehr. Wenn du mehr Mahnungen statt Werbung im Briefkasten hast – du weißt, was zu tun ist.

Ich fand Freunde – natürlich die falschen, aber das hätte ich eigentlich wissen müssen – und wir machten alles. Jeden Abend besoffen sein gehört nach dem Abitur zu den Sachen, die man sich erlauben kann – erlauben muß! Unübertrefflich in meiner Coolheit und blind gegenüber dem, was hinter meinem Horizont war. Und mein Horizont erschien mir so unglaublich weit, daß ich irgendwann vergessen haben muß, daß die Erde rund ist. Wenn mit einem mal alles unter dir einbricht und du dich ganz unten wieder findest – drei Schnäpse, oder?

Der Fluß, in dem ich als der störende Angelhaken hing, der widerte mich an. Ich begann, Leute auf der Straße anzusprechen und sie in Gespräche über das System

qu'ils occupent. Par exemple, cette scie à bois, dont la position singulière sur la rive du Doubs vous a frappé en entrant à Verrières, et où vous avez remarqué le nom de SOREL, écrit en caractères gigantesques sur une planche qui domine le toit, elle occupait, il y a six ans, l'espace sur lequel on élève en ce moment le mur de la quatrième terrasse des jardins de M. de

zu verwickeln. Die meisten hörten mir nicht zu, und ich beschimpfte sie laut. Sie alle ließen sich blind vom Strom treiben und bemerkten nicht einmal, daß sie sich gar nicht selbst steuerten.

Nur ich und meine Freunde, wir hatten das erkannt und so ließen wir uns hängen – natürlich nur in den Fluß – um die anderen herauszufischen. Es gab Abende, an denen wir heulend über Regenwaldrodung diskutierten. Verhungerte AIDS-Kranke in Afrika und Menschenhandel in China.

Wir wußten, daß sie dir in Asien bei lebendigem Leib Organe rausnehmen und sie an den Meistbietenden verkaufen, während du wieder zugenäht und in Eiswasser gelegt wirst.

Wir wußten, daß auf den Philippinen Kinder im Namen der christlichen Missionierung vergewaltigt wurden und das als völlig normal angesehen wurde.

Wir wußten, was Geier-Fonds sind, wo die Area 51 liegt, wer das World Trade Center eigentlich angegriffen hat und vor allem wußten wir, daß die ganzen Bonzen eh alle scheiße waren!

Nur um das mal zu sagen: meine schwarz-rote Flagge mit Ches Gesicht – unser Jesus, der Heiland, ein Held in einer heldenlosen Welt – war immer dabei. Sie riß ein und ich nähte sie. Sie fing einmal Feuer und ich besserte auch das irgendwie aus. Die schwarz-rote Flagge war ein Teil meines Lebens.

Nur um das mal zu sagen: Ich war Che, ich war meine schwarz-rote Flagge, die so langsam ihre Farbe verlor, daß ich es erst viel zu spät bemerkte.

Nur um das mal zu sagen: Mein Horizont war der absolute Horizont. Es gab für mich nichts, was hinter meinem Horizont hätte liegen können. Teilchenbeschleunigung und das gesamte Ausmaß des Weltalls, Scheiße, ich dachte wirklich, ich kenne das alles! Kein Wunder, daß ich nie den Goldtopf am Ende des Regenbogens gefunden habe, wenn ich es nie für nötig hielt, hinter meinen Horizont zu blicken!

Nur um das mal zu sagen: Nach dem Abitur ist dein Horizont ungefähr zwei Schritte von dir entfernt. Aber weil du ein fauler Abiturient bist, fährst du lieber mit dem Auto, als mal zwei Schritte zu gehen.

Ich hielt es nicht für nötig, mir eine Lebensgrundla-

ge aufzubauen, weil das bedeutet hätte, mit dem Strom zu schwimmen, in dem ich so gern Haken gewesen wäre. Dabei sah ich nicht, daß auch die Haken ein wenig im Wasser hüpfen und soweit mitgerissen werden, wie die Schnur reicht. Und weil ich das nicht sah, sah ich das Wesentliche nicht und machte mir von vornherein alles zunichte, was ich Leben nennen wollte. Alles, was ich sehen wollte, war Ches Gesicht.

Die schwarz-rote Flagge mit Che über meinem Bett. Im Haus meiner Eltern. In Sicherheit. An einem Ort, an dem ich mir noch alles erlauben konnte. Manchmal weine ich, wenn ich daran denke.

Nur um das mal zu sagen: Der, der mit lauter Musik im Auto sitzt, fühlt sich unglaublich toll, aber alle, an denen er vorbeifährt, halten ihn für einen kompletten Idioten.

Für mich war ich nach dem Abitur der Held der Arbeiterklasse, der Erlöser, Che 2, eine Art Jesus. Wie gesagt: ich glaubte ehrlich, ich hatte die Lösungen!

Andere müssen mich als einen mutwillig zerstörten gesehen haben, der in einer Traumwelt lebt und nichts tut, außer über alles zu schimpfen, was existiert, ohne je etwas zu unternehmen.

Freilich, ich war nicht so wie der Großteil. Freilich, ich hob mich ab. Und natürlich war mein Leben für diese Gesellschaft revolutionär. Aber der Weg, auf dem ich auch die Augen der anderen Gesellschaftsmitglieder hätte öffnen können, der lag weit hinter meinem Horizont. Irgendwo an der Stelle, an der das Gras dann grüner wird. Also da, wo ich nie hinkommen werde.

Nur um das mal zu sagen: Ich glaubte wirklich an meine Sache und nahm alles ernst, was ich glaubte. Aber Glauben und Steine schmeißen allein macht dich noch lange nicht zum verdammten Revoluzzer.

Wenn du merkst, daß dir in der Schule bei den Sachen langweilig war, auf die es ankommt, und du dir auch noch toll vorkamst dabei – sauf dich ins Koma, Scheißkerl.

Nur um das mal zu sagen: Gegen alles zu sein, macht dich noch lange nicht zum Retter der Welt. Ich war niemals der Haken im Fluß. Ich war lediglich ein kleiner Stein, der den Flußlauf unwesentlich stört und langsam vom reißenden Wasser abgeschmirgelt wird.

Rênal. Malgré sa fierté, M. le maire a dû faire bien des démarches auprès du vieux Sorel, paysan dur et entêté; il a dû lui compter de beaux louis d'or pour obtenir qu'il transportât son usine ailleurs. Quant au ruisseau public qui faisait aller la scie, M. de Rênal, au moyen du crédit dont il jouit à Paris, a obtenu qu'il fût détourné.

jade.

Von Julia Reinard

Jade steht vor dem »Bleistift« in Frankfurt am Main. Sie wartet, man sieht es ihr an. Und tatsächlich sieht jeder sie an. Frankfurt ist groß genug, daß niemand sich nach dem Nächsten umdreht. Außer nach Jade. Wie eine Schneeflocke steht sie zwischen den Hochhäusern. Mit ihrem schwarz glänzenden Haar, den schimmernden Lippen, den gold-blauen Schühchen zum passenden Täschchen. An Schnee lassen ihre bestrumpften Beine denken, an einen Winterhimmel erinnert ihr Kostüm. Reine Seide in einem Blau, wie einem Bild entnommen. Jeder versucht, einen Blick von ihr zu erhaschen, aber sie läßt alle abtropfen an ihrer eiskalten Augenwand. Blau wie ihr Kostüm. Selbst der hellrosafarbene Lippgloss und die Ohringe aus Perlmutter heben den Eindruck nicht auf. Nicht nur die Kleidung wie aus einem Gemälde, sondern die ganze Erscheinung wie aus einem Museum, wie eine von einem fernen Ort geholte Gestalt, die jemand auf diese Straße gestellt hat, wo sie nun tut, als wäre daran nichts Sonderbares.

Nie muß Jade lange warten. Wer einen Termin mit ihr hat, erscheint pünktlich. Muß es, weil sie nie länger als fünf Minuten wartet, wird es, weil jede Minute nicht nur kostbar, sondern auch kostspielig ist, will es, weil er Jade trifft.

Doktor A. ist eine Minute vor Eins bei ihr, küßt ihre weiße Hand, lächelt sein Schuljüngengrinsen. Jade sagt: »Guten Tag«, und das G rollt über ihre Zunge, während sich ihr Gesicht nicht verändert.

Doktor A. ist nervös. Er überspielt es, indem er mit seiner sonoren Stimme lustige Anekdoten erzählt, dröhnend lacht, sich durch millimeterweises Heben von Jades Mundwinkeln belohnt, animiert, bestätigt fühlt. Sie gehen in das höchstgelegene Restaurant Frankfurts: Etage 33. Exquisite Küche, separierte Nischen, gehobenes Publikum, für die Presse kein Einlaß. Jade hört sich an, was Doktor A. erlebt hat, wie es seiner Frau geht, den goldigen Kindern. An Kindergeschichten ist Jade immer interessiert, beinahe werden ihre Augen lebhaft. Sie bemerkt es, holt die Erregung zurück in ihren Kopf und fragt wieder sachlich mit geheucheltem Interesse. Dadurch fühlt sie sich sicher bei ihrer Arbeit.

Doktor A. zahlt. Sie fahren hinauf bis ins letzte Stockwerk. Hier ist alles luftig – großartige Aussicht, weiße Möbel, viel Raum und Licht, selbst an diesem dunkelgrauen Wolkentag.

»Cognac?« – und das C rollt sich als G in den Hals.

»Ja gern.« Jade gibt Doktor A. den Schwenker in die Hand, füllt sich selbst ein Whiskeyglas mit Wasser. Sie stoßen an. Doktor A. nippt genußvoll, Jade trinkt das Glas in einem Zug leer und stellt es neben sich auf den niedrigen Gastisch. Sie stehen einander gegenüber, Jade ist mehr als einen Kopf kleiner als er. Der Doktor macht eine Geste, als wolle er ihr durchs Haar fahren, sie weicht zurück.

»Nicht hier!« Obwohl sich Doktor A. schon mehrmals mit Jade getroffen hat, hatte er es vergessen: Sie stellt die Regeln auf. Die nächste Regel lautet: Erst, wenn sich Jade in den kleinen Raum mit dem holzumrandeten Futonbett begibt, darf auch er ihn betreten. Noch steht sie ihm gegenüber, hebt ihre linke Augenbraue, sieht ihm in die Augen und läßt ihren Blick wandern, mustert ihn langsam von oben bis unten. Dann dreht sie sich abrupt um und öffnet die unscheinbare Tür neben der weißen Ledercouch. Doktor A. stürzt seinen Cognac hinunter und folgt ihr, sein rechtes Augenlid zuckt nach oben, er ist aufgeregt.

Jade sitzt auf dem niedrigen Bett und wirkt nicht so, als sagte die Blickhöhe etwas aus über die Machtverhältnisse in diesem kleinen Raum. Doktor A. steht türrahmenfüllend vor ihr.

»Mach sie zu.« Doktor A. schließt die Tür.

»Zieh dich aus.« Sein rechtes Lid kommt nicht zur Ruhe. Doktor A. lockert die rot-gestreifte Krawatte, hüstelt nervös, er nestelt an den Knöpfen seiner Anzugjacke.

»Sieh mich an dabei.« Er drückt die Schultern nach hinten, schaut Jade fest in die Augen und zieht sich aus. Als er bei seinen Shorts zögert, hebt Jade ihre Braue. Er zieht sie aus. Nackt, die zwölf Kilo Übergewicht nicht mehr verbergend, steht er vor ihr. Jade erhebt sich:

»Die Büroarbeit tut dir nicht gut.« Sie stoppt vor ihm, nimmt ihren rechten Zeigefinger, legt ihn auf seine Unterlippe, fährt über das rasierte Kinn, den Adamsapfel, die weiche Vertiefung über dem Punkt, an dem die Schlüsselbeine sich treffen, lenkt den Finger weiter hinab über seinen behaarten Brustkorb, die zwölf Kilo Übergewicht, der Finger umrandet seinen Bauchnabel und endet über seinem Schambein. Sie sieht ihn an, legt in ihre Augen lesbare Begierde, öffnet leicht ihren schimmernden Mund.

»Zieh mich aus.« Sein rechtes Augenlid flattert. Er bewegt sich so nah an Jade heran, daß sein Bauch sie fast berührt. Doktor A. beginnt, ihre Jacke mit schweiß-

nassen Händen aufzuknöpfen, zieht sie ihr über die Schulter, läßt sie fallen. Durch das creme-farbene Satinhemd zeichnen sich ihre kleinen Brüste mit dunklen Brustwarzen ab. Mit seinen Händen sucht er den Reißverschluß ihres Rockes, findet ihn an der rechten Hüftseite, öffnet ihn. Er gleitet zu Boden. Doktor A. tritt einen Schritt zurück und sieht, wie weiße Strümpfe zwei Handbreit unter dem Hemdchen enden.

»Du bist so schön!« Doktor A. will Jades Bein streicheln, sie zieht es zurück, ihre Augen funkeln, es ist keine Begierde darin.

»Setz dich aufs Bett.« Doktor A. setzt sich gehorsam, Jade folgt ihm mit ihrem Blick. Als er zwanzig Zentimeter über dem Boden Platz genommen hat, stellt sie sich vor ihn. Seine Nase könnte im Saum des Hemdes verschwinden, aber sie darf nicht. Jade schlüpft aus ihren Schuhen und stellt ihren linken Fuß neben Doktor A. auf das Bett.

»Die Strümpfe ausziehen. Aber so, als bestünde ich aus Zuckerwatte.« Doktor A. nimmt seine Hände, fährt behutsam unter das Gummiband, löst es von der weichen Haut und zieht ihr den Strumpf vom Bein. Anschließend stellt Jade ihr rechtes Bein neben ihn, wieder entstrumpft er es vorsichtig. Nur einen kurzen Blick hat er sich dorthin erlaubt, wo das hochgerutschte Hemd endet. Ein Blick, der ausreichte, um festzustellen, vor vollkommener Nacktheit schützt Jade nur noch dieses Hemdchen. Er hat alle Bilder sofort im Kopf: wie sie unterkörpernackt auf der Straße wartet, im Restaurant sitzt, ihn beim Ausziehen beobachtet. Sein Auge beginnt

wieder zu flattern.

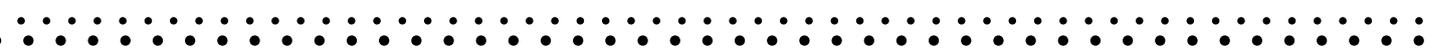
»Komm mit.« Jade öffnet eine kleine Tür, die hinter einem Paravent mit braunen Ornamenten versteckt war. Sie gehen ins weiß geflieste Bad, in dem lediglich ein kobaltblauer Kimono mit goldenen Kranichen hängt. Jade zieht das Hemd über den Kopf und bittet Doktor A., mit ihr in die große Dusche mit der durchsichtigen Glastür zu gehen. Er folgt ihr und bewundert den großen Leberfleck auf ihrer rechten Pobacke. Jade schließt die Duschtür und es klingt, als drehe sie den Wasserhahn auf. Aber der Duschkopf bleibt trocken. Auch Doktor A. kann das Geräusch nicht zuordnen. Er schaut an Jade herab und schnappt nach Luft.

»Nimm deine Hände und reib meine Beine damit ein.« Jades unerwartet tiefe Stimme nebelt Doktor A. ein, er schluckt, geht in die Hocke und reibt ihre Beine mit der körperwarmen Flüssigkeit ein.

»Koste ruhig.« Doktor A. leckt an Jades Bein entlang. Jade bückt sich, flüstert ihm etwas ins Ohr. Sein Augenlid flattert, während er durch die Duschtür starrt. Er stößt drei Seufzer aus und kommt in der Dusche. Als sein Atem wieder normal geht, schaltet Jade, die ihn die ganze Zeit über beobachtet hatte, das Wasser erneut ein und duscht beide ab. Doktor A. schweigt.

Jade schlüpft in den Kimono, Doktor A. zieht seinen Anzug wieder an. Sie bringt ihn zur Tür, wo sie mit einem Kuß auf ihre weiße Hand verabschiedet wird. Hinter ihm schließt Jade die Tür.

Sie geht in die Küche und ißt drei Löffel aus dem Familienglas Nutella.



wieder nach kriegszeit.

Von Ernst Molke

dort wo ich
am fenster schaue
da wo das stahlwerk
(nunmehr alte)
neue zeit
in das morgen
licht spuckte dort da
künden (post
mortem) nur noch die
vier schlote
in den grauen oktoberhimmel

die spreng
sätze sind gelegt die häuser
der siedlung nebendran
weder bewohnt
noch verlassen
leer die gesichter
hinter der scheibe in
nachkriegsmienen
erstarrt gerade so
als hätte es
dieses leben nicht gegeben

was genau machst du eigentlich?

Von einem der gefährlichsten Berufe der Welt. Eine authentische Geschichte aus dem beruflichen Alltag.
Von Dirk Steinig

Neulich wollte ein Bekannter etwas wissen von mir.
Das ist ja an sich nichts Besonderes.
In diesem Fall war es das aber schon.
Denn es ging um meine Arbeit. Was *genau* ich denn mache.

Nun kommt das nicht so oft vor, daß jemand etwas über meine Arbeit wissen will.
Ich meine, so richtig. Ganz ernsthaft.

Das, was ich mache, ist für die meisten Bekannten und Unbekannten, die ich im Laufe meines Lebens schon getroffen habe oder auch noch treffen werde, von eher flüchtigem Interesse. Wenn mich tatsächlich mal jemand fragt, was ich denn so mache, gemeint ist beruflich, und ich ihm dann in einem eher unbestimmbaren Tonfall hinmurmle, *Vermessung*, dann schaue ich danach in ein eher unbestimmbares Gesicht. Immer. Gut, fast immer. Das Maximum an Reaktion, also an irgendeiner Form von Interesse, Anteilnahme oder wenigstens Mitgefühl, ist ein: Ach ja, so ...? Was etwa so viel bedeutet: Na ja, macht ja nichts. Dazu dieser Blick, der sich, wohlwollend beschrieben, als leicht bis mittelmäßig irritiert, bezeichnen ließe.

Manchmal, in seltenen Fällen, in sehr seltenen Fällen, setzt sich die Konversation dann doch noch fort. Indem mein(e) Gesprächspartner(in) das Thema wechselt. Einfach so.

Manchmal, in sehr seltenen Fällen, also noch viel selteneren Fällen, kommt dann in freudiger Erleuchtung aus dem Mund meines(r) Gesprächspartner(in) ein Satz wie: »Das sind doch die, die immer mit so 'ner langen Latte rumlaufen, oder?«

Ja.

Oder: »Das sind doch die, die immer mit so 'nem Fernrohr in der Gegend umhergucken. Nackte Frauen auf dem Balkon beim Sonnen beobachten!« Ausrufezeichen. Kein Oder. Solche sind das. Spanner. Spinner.

Gut, laß ich das mal. Kein Selbstmitleid.

Schließlich sind das doch die, die immer an der frischen Luft sind, schön braun werden und irgendwie *wichtig* sind, damit alles *richtig* wird.

Die das sagen, sind die gar nicht mal so seltenen Fälle. Die haben zwar wenig Ahnung. Aber die meinen es gut mit einem.

Nun gut. Es ist dann doch wieder eher selten, daß es sich um frische Luft handelt, vor allem, wenn man den (Arbeits-) Tag an einem einzigen Standpunkt auf einer, sagen wir, gut frequentierten Kreuzung, sagen wir, dem Schmidtstedter Knoten oder dem Gothaer Platz, mindestens aber dem Talknoten, verbringt.

Nun gut. Andere müssen für den gleichen Effekt hoch wachsende Pflanzen anbauen. Und zwar heimlich. Oder kleine, bunte Pillen an zweifelhaften Orten erwerben. Und zwar für Geld. Und zwar für viel Geld. Den Effekt haben die, zu deren befremdlicher, gefährlicher Berufsgruppe ich gehöre, ganz umsonst.

Und zwar die volle Dröhnung.

Das mit dem braun werden können wir hier mal so stehen lassen. Wenn du, also ich meine jetzt nicht konkret dich, der das jetzt immer noch liest, sondern die von der Berufsgruppe, du weißt schon ... was wollte ich eigentlich jetzt sagen? Ach ja, das mit dem braun werden. Mir ist schon ganz komisch. Wahrscheinlich habe ich heute mal wieder zu lange in der Sonne gestanden. Bei der Arbeit. Bei gut 30 Grad im Schatten. War aber kein Schatten da. Nun hab ich ganz vergessen, was ich eigentlich sagen wollte. Aber wahrscheinlich interessiert es dich sowieso nicht. Jedenfalls nicht richtig.

Apropos richtig. Wir, also die von der Berufsgruppe, du weißt schon, machen es wirklich richtig. Also meistens. Also, manchmal schon.

Jede Berufsgruppe hat ja ihren Ehrenkodex.

Unserer heißt:

1. Wer mißt, mißt Mist.
2. Nivellieren, Polygonieren, Manipulieren.
3. Wir haben nichts Besseres gelernt.

Aber die meisten denken inzwischen sowieso, daß jetzt mit der modernen Technik alles viel einfacher geworden ist. Praktisch geht es von alleine.

Von all dem wußte derjenige offenbar nichts. Den Bekannten vom Anfang dieser Geschichte meine ich. Der wollte tatsächlich wissen, was *genau* ich so mache.

Ich schaute ihn mißtrauisch an. Suchte nach Zeichen in seinen Augen, vielleicht einem hinterhältigen, nur schlecht verborgenen Funkeln in den Abgründen seiner Pupillen. Überhaupt schaute ich mir seine Pupillen nun einmal ganz genau an. Wie war das noch? Angestrengt dachte ich über die weiter oben erwähnten Ef-

fekte der komischen Pillen nach. Nichts. Ich fand nichts. Nichts Vernünftiges in meinem Nachdenkvorgang und nichts Verdächtiges in seinen Augen.

Gehörte er zu einer anderen Sorte von Menschen? War er am Ende gar ein Kollege, was ich nicht wußte? Einer, der mich auf die ganz schlaue Tour hochleben lassen wollte? Ich gönnte mir genüßlich einige Augenblicke des Schweigens, nagelte ihn dabei mit meinem Blick an die Wand hinter ihm. Doch die war nur aus Gipskarton, das brachte gar nichts.

Arglos hielt er mir weiterhin die Frage entgegen. Mein Schweigen wertete er offenbar als einen Versuch von mir, mich richtig wichtig zu machen. Und zwar richtig wichtig.

Nun gut, dachte ich noch. Ein schwieriger Fall. Einer, der es wissen wollte. Und zwar richtig. Ich mußte es ihm sagen. Was *genau* ich machte. Aber was *genau* war es denn nun eigentlich?

Sollte ich ihm jetzt von nahezu unleserlichen, alten Rissen erzählen. Die, geheimnisvollen Schatzkarten gleichend, die längst verlorenen Angaben zu den wichtigen Punkten nur dem geübten Auge, dem klaren Geist freigaben? Sollte ich ihm die Sache mit den Höhenpunkten gestehen? Würde er dabei nicht eher an Höhepunkte denken? Noch schlimmer wäre es wohl, wenn ich ihm die ungezählten Dreiecksgeschichten beichten müßte, in die ich mich schon verstrickt hatte ...

Nein, nein, das ging auch nicht.

Das auf keinen Fall. Was aber dann?

Planimetrie, Trigonometrie, Polygonierung ... alles eindrucksvolle Termini, dazu geeignet, dem Typen von der Gruppe der interessierten Laien einen ehrfurchtsvollen Schauer nach dem anderen über den Rücken oder sonst was zu jagen – wenn er noch nicht zu alt war, um sich an die ein oder andere Mathematikstunde im Frühling seines Lebens zu erinnern. Aber, war er auch beeindruckt? So richtig, meine ich?

Und war das auch lehrreich? Unterhaltsam? Kurzweilig? Vor allem: War es auch spannend?

Nö.

Dafür würde ich schon mal tiefer in der Kiste wühlen müssen.

Alte Geschichten kamen wieder hoch. Vom ehema-

ligen Kollegen, der gegen die Vorschriften verstoßen hatte. Mehr noch: Zu DDR-Zeiten. Mehr noch: VEB Kombinat Geodäsie und Kartographie. Mehr noch: Gegen die Sicherheitsvorschriften. Die es eben nicht erlaubten, das etwa 100.000 Alutaler sauteure Meßinstrument, das erste vollelektronische Teil und das einzige im Produktionsbereich dazu, dieses Heiligtum der sozialistischen Dipl.-Ing.-&-Vermessungsfacharbeiter-Gemeinde, diesen sauschweren Registrierenden-Computer-Tachymeter einfach so umherzutragen.

Und zwar einfach so. Ohne Transportbehälter. Den mit den Tragegurten. Extra dafür vorgesehen. Auch sauschwer. Na ja, jetzt darf ich's ja sagen, ich glaube, es ist verjährt: Dieser, jener Kollege hat's damals getan. Er hat's ohne gemacht. Ungeschützt. Hat er das Ding mit sich rumgeschleppt. Durch die Wälder. Über die Felder. Über eine Weide. Über einen Weidezaun. Na ja, nicht ganz. Als er einen großen Schritt machte über den Elektrozaun, da war der Schritt eben nicht groß genug. Da gab es einen Impuls oder so. Besser gesagt, floß der Strom den kürzesten Weg zur Erde. Der führte in etwa über die Körpermitte jenes Kollegen. Man nennt es, glaube ich, den Schritt.

Dort zuckte es gewaltig. Wenn auch nur kurzzeitig. Es genügte für einen Reflex. Er ließ es fallen, sein Teil. Also dieses große, schwere RECOTA. Im freien Fall. Es wurde zu einem Versicherungsfall. Zum Glück gab es schon damals so etwas wie ein Kartell des Schweigens. Unter Kollegen. Zum Glück kostete damals ein Bier noch 51 Alupfennige. Das ein oder andere Bier eben. Zum Glück für diesen einen Kollegen. Er hatte ja seine Strafe ohnehin schon erhalten. Sehr, sehr zeitnah, wie man heute zu sagen pflegt ...

Dieser Gedanke holte mich zurück in die Gegenwart. Mein Gegenüber sah mich noch immer wißbegierig an. Echt.

Er wollte es wissen.

Da konnte ich ihm nicht mit so alten Kamellen kommen. Auch nicht mit der Story von der Flasche Milch, die im Trabant P601 Kombi mit dem amtlichen Kennzeichen LH 23-89 (Bezirk Erfurt, wir erinnern uns, daß im demokratischen Teil unseres Landes zur Irreführung des Klassenfeindes weiter westlich oder sonst wo die Kennzeichnung der Fahrzeuge nach ei-

nem irgendwie logisch-unlogischen System erfolgte – logisch) ausgelaufen war. Und zwar relativ vollständig. Nahezu ein halber Liter kostbarer Rinderbrühe, versickert im fleckenresistenten, robusten Filz in der Tiefe des Raumes. Relativ fleckenresistent, muß ich dazu sagen. In der Tiefe des Kofferraumes. Nein, auch mit diesem, aus heutiger, marktwirtschaftlicher Sicht eher belanglosen Sachverhalt konnte ich ihn, also meinen Interessenten, nicht in eine Art euphorische Begeisterung versetzen. Nicht mal in eine eher höfliche Begeisterung. Auch, wenn der Fall damals schon für einiges Aufsehen sorgte. Unter den Kollegen. Alles war knapp damals. Die Milch. Die Trabants P601 S (für die Leser aus den alten Bundesländern: S für Standard), die waren noch knapper als die Milch. Noch knapper waren die Autos. Vor allem die Dienstautos. Deshalb mußten sich immer zwei Meßtrupps, bestehend aus zwei bis drei mehr oder weniger vermessungskundigen Mitarbeitern, ein Fahrzeug teilen. (Zum heutigen Verständnis: eine Measure besteht aus einem teamfähigen Team, das im Team warkt und mit einem Offroader drivet.) Zurück zur Vergangenheit. Damals war das so. Vier Leute in einem Auto. Heute eine gewiß unvorstellbare Vorstellung! Kannst du dir das vorstellen? Nö. Siehst du!

Vier Leute in einem Auto. Schlimmer noch. In einem Trabant P601 S – wir erinnern uns. Ich erinnere mich. Es geschah im Frühling damals. Das mit der Milch. Es folgte ein heißer Sommer damals. Vier Leute in einem Trabant. Mit Sonnenbrille. Aber die half auch nicht. Mit einem

Fleck im Filz. Im Kofferraum. Und einem markanten Buckett, nicht nur im Kofferraum. Im Trabant P601 S ließen sich immerhin vorne die Scheiben runterkurbeln. Wenn nicht die Plastikurbeln bereits abgebrochen waren.

Ob das bei dem betreffenden Fahrzeug mit dem amtlichen Kennzeichen ... aber das hatten wir ja schon, der Fall war, das mit den Kurbeln, also mit ohne Kurbeln, kann ich nicht mehr so richtig nachvollziehen. Echt nicht.

Eine so unvollständige Geschichte kann ich meinem Interessenten doch nicht erzählen. Echt nicht. Und dir auch nicht, der du das noch immer liest. Ich bin aber gleich fertig mit dir.

Zwar ist mir nun doch noch 'ne Begebenheit aus meinem Berufsleben eingefallen, die *genau* das wiedergeben könnte, was genau ich mache.

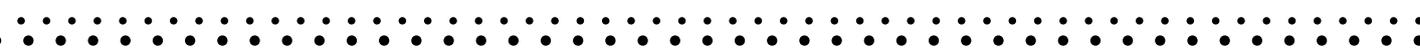
Die lehrreich ist. Unterhaltsam. Spannend. Authentisch. Die zeigt, wie es im wahren Leben eines Vermessers zugeht. Daß es einer der gefährlichsten Berufe ist. Der unheimliches Fingerspitzengefühl (feeling of the fingers) verlangt. Nein, nicht, was du jetzt denkst, der du immer noch liest.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben, die auch hätte tödlich enden können (echt!), werde ich erzählen.

Beim nächsten Mal.

Denn eigentlich interessiert es ja doch keinen, was *genau* ich mache.

Oder?



.....

Das nächste **hEFt** erscheint am 28. Dezember 2007.

- » hEFt-reliest am 27. Dezember in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 26. November 2007
- » Kontakt: heft@kulturrausch.net
- » Thema: Schuld & Sühne

.....

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Schuld und Sühne«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zum Thema einen Beitrag leisten möchten. Ewiger Ruhm ist euch gewiß! Bei Interesse meldet euch unter: heft@kulturrausch.net oder telefonisch 03 61 - 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEFt zum Mitnehmen

» **Erfurt** Antiquariat am Waidspeicher, Bibliothek am Domplatz, Bistro »Bernd sein Zimmer«, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, café togo, Café Nerly, Café Tiko, Copy-Team, double b, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Opera Hostel, Radio F.R.E.I., radladen »die pedale«, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon »Schongang« » **Weimar** ACC, mon ami » **Jena** Café Immergün, Café Wagner » **Gotha** KommPottPora » **Ilmenau** TU-Campus

hEFte zum Herunterladen unter www.kulturrausch.net



» Autor/innenverzeichnis

TILL BENDER, Autor, Bremen » FRANK DIEHN Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, www.frankon.de » SVEN GATTER, Jg. 1978, geb. in Halle/Saale, studierte in Erfurt, lebt in Berlin » JENS KIRSTEN, Jg. 1967, Literaturwissenschaftler, Geschäftsführer des Thüringer Literaturrates, lebt in Weimar » JOHANNES LANGE, Jg. 1985, studiert Germanistik, Medienwissenschaft und DaF in Jena, lebt in Kahla » STEFAN PETERMANN, Jg. 1978, Mediengestalter und Sänger der Band X ist Y?, lebt in Weimar » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » ERIK PLUMMER, wurde aus der Not geboren und meldet sich von Zeit zu Zeit zu Wort » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Erfurt » JULIA REINARD, Jg. 1980, Erfurt » THOMAS RITSCHEL, Jg. 1967, Geschäftsführender pädagogischer Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung Thüringen » SUSANNE RÖDIGER, Jg. 1990, z.Zt. Goethegymnasium in Weimar » RALF RUDOLFY Jg. 1966, Desillusionist » CHRISTOPH STEIER, Jg. 1979, Literaturwissenschaftler. Studium in Erfurt und Dublin, derzeit Promotion in Zürich. Roman *Tauchertage* erscheint Anfang 2008 » FRED STEIN, Spitzname Feuerstein, ewiger Student und ständiger Caféhaus-Besucher » DIRK STEINIG, Jg. 1965, Erfurt, zwei Kinder, Vermesser, mag alte Häuser und fährt gerne Fahrrad » DANIEL TANNER, Jg. 1972, Erfurt » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.elegoiste.de » STEFAN SCHÜTZ, Jg. 1964, Lyriker, lebt in Erfurt » KATHRIN VITZTHUM, Bildungsreferentin DGB-Bildungswerk Thüringen » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de

